

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

29–30/2008 · 14. Juli 2008



## Sportpolitik und Olympia

*Peter Penders*

Randsportarten: Am Tropf der Olympischen Spiele

*Sven Güldenpfennig*

Olympische Spiele und Politik

*Gudrun Wacker*

Olympischer Moment: Werden die Spiele China verändern?

*Helmut Digel*

Chinas Nutzen aus den Olympischen Spielen

*Karl-Heinrich Bette · Uwe Schimank*

Doping: der entfesselte Leistungssport

*Werner Pitsch · Eike Emrich*

Sozioökonomische Bedingungen sportlichen Erfolgs

*Jutta Braun*

Sportler zwischen Ost und West

## Editorial

Am 8. August 2008 werden die XXIX. Olympischen Sommerspiele in Peking eröffnet. Über 10 000 Athletinnen und Athleten aus über 200 Nationen, darunter über 450 aus Deutschland, werden sich drei Wochen lang im sportlichen Wettkampf messen. Die Volksrepublik China hat als Ausrichterland die Gelegenheit, sich weltweit als moderner und perfekt organisierender Gastgeber zu präsentieren. Doch Sport, insbesondere der olympische, ist immer auch politisch. Die Liste der Versuche, die Spiele politisch zu vereinnahmen, ist lang und beginnt nicht erst 1936 – wengleich die Spiele von Berlin bis heute das augenfälligste und schlimmste Beispiel sind.

Auch im Vorfeld der diesjährigen Wettkämpfe wurde darüber debattiert, ob das Internationale Olympische Komitee (IOC) die Ausrichtung an einen nicht demokratischen, kommunistisch geführten Staat hätte vergeben dürfen, in dem die gesellschaftliche Öffnung der wirtschaftlichen weit hinterherhinkt. Für viele stehen die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in China im starken Gegensatz zu den hehren olympischen Werten. Boykottentwürfen wurden jedoch schnell verworfen. Die Erfahrungen der Spiele von Moskau 1980 und Los Angeles 1984 haben gelehrt, dass ein Fernbleiben nur den Sportlerinnen und Sportlern schaden würde.

Dennoch wäre es falsch, der Frage nach der Vereinbarkeit der olympischen Idee mit den Zuständen im jeweiligen Ausrichterland von vornherein die Legitimität abzuspochen. Sie zu stellen, ist allein deshalb berechtigt, weil sie eine intensive Auseinandersetzung mit dem Land stimuliert – eine notwendige Voraussetzung für ein besseres interkulturelles Verständnis. Es besteht kaum ein Zweifel daran, dass China seine Chance sportlich und ökonomisch nutzen wird. Ob es sie auch in gesellschaftlicher Hinsicht nutzen kann und will, wird sich erst lange nach den Spielen zeigen.

*Johannes Piepenbrink*

# Randsportarten: Am Tropf der Olympischen Spiele

## Essay

Sein Saisonziel? Der Tennisprofi Nicolas Kiefer musste bei dieser Frage Anfang des Jahres nicht lange nachdenken. Im Fokus hatte er vor allem die Teilnahme an den

**Peter Penders**  
Diplom-Sportwissenschaftler,  
geb. 1959; Deutscher Hockey-  
Meister 1989; seit 1990 in der  
Sportredaktion der „Frankfurter  
Allgemeinen Zeitung“,  
Hellerhofstraße 2–4,  
60327 Frankfurt/M.  
p.penders@faz.de

Olympischen Spielen in Peking, für die er sich zuvor im Herbst schon qualifiziert hatte. Kiefer hat vor vier Jahren in Athen die Silbermedaille im Doppel gewonnen und war damals nur knapp an der Erfüllung seines Kindheitstraumes gescheitert.

Mit seinem Partner Rainer Schüttler hatte er sich im Finale vier Matchbälle erspielt, aber die beiden Deutschen hatten keinen nutzen können.

Die bitteren Tränen, die Kiefer damals weinte, sind längst getrocknet, und nun will der Hannoveraner unbedingt noch einmal zu Olympischen Spielen, „und wenn ich hin schwimmen müsste“. Die ganze Atmosphäre habe ihn völlig begeistert, das Zusammentreffen mit den vielen anderen Sportlern. Als Tennisspieler wisse er schließlich, dass er zu den bevorzugten Sportlern gehöre, die bei der Ausübung ihres Sports viele Annehmlichkeiten wie Fahrdienste oder exzellente Hotels in Anspruch nehmen könnten. Auch deshalb sei es so besonders reizvoll, einmal den Alltag der anderen Sportler zu erleben.

Olympische Spiele – der Alltag der anderen Sportler? Nichts ist von der Realität wohl weiter entfernt als diese Annahme. In Wahrheit sind diese knapp zwei Wochen der absolute Ausnahmezustand, und je unbedeutender die Stellung der Sportart im wirklichen Alltag ist, desto größer ist dieser Ausnahmezustand. Für die meisten Randsportarten sind Olympische Spiele die einzige Möglichkeit, im Erfolgsfall mit hundertprozentiger Sicherheit auf sich aufmerksam zu machen und in eigener Sache zu werben. Während Olympischer Spiele geraten schließlich auch Judoka oder Sportschützen in den Fokus der Öffentlichkeit, sobald sie es schaffen, in die Medaillentränge zu kommen. Und kleine Helden für kurze Zeit werden gar geboren, wenn sie die erste Goldmedaille für Deutschland gewinnen. Denn je länger die ungeduldige Heimat auf diesen ersten Olympiasieg wartet, desto größer wird daheim das mediale Echo auf dieses große Ereignis ausfallen und desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass der mit dieser Goldmedaille verbundene Name einen Erinnerungswert besitzt, der über diese zwei Wochen hinausgeht.

Das allerdings bedeutet noch lange nicht, dass sich diese Medaille für jeden Einzelnen auch in klingende Münze umwandeln lässt, in Mannschaftssportarten verschärft sich diese Schwierigkeit noch. Bei den vergangenen Olympischen Sommerspielen in Athen etwa schrieben die deutschen Hockeydamen ein Sommermärchen, gegen das jede noch so erfolgreiche Geschichte deutscher Fußballspieler bei der Weltmeisterschaft 2006 eigentlich hätte verblassen müssen. Den unmittelbaren Kontakt zur Weltspitze hatte die Mannschaft damals längst verloren, was sich ein Jahr zuvor trotz eines kurzfristigen Trainerwechsels vor der Europameisterschaft gezeigt hatte. Platz fünf war das Ziel aller Träume in Griechenland gewesen, weil das den Zugang zur höchsten Förderstufe ermöglicht hätte. Vor dem letzten Gruppenspiel indes hätten die deutschen Damen im ungünstigsten Fall bei einer Niederlage noch Letzte des Turniers werden können, was eine unweigerliche Etat-kürzung des Verbandes zur Folge gehabt hätte. Der Sieg aber katapultierte die Mannschaft urplötzlich durch eine glückliche Fügung des Schicksals ins Halbfinale, und nach einem Erfolg im Siebenmeterschießen fanden

sich die Deutschen plötzlich im Finale wieder. Dort hieß der Gegner Niederlande, und die Aussichten auf die Goldmedaille waren ähnlich vielversprechend wie ein deutscher Sieg im legendären Finale der Fußball-WM von 1954. Der Abend in Athen endete ähnlich wie jener 50 Jahre zuvor in Bern. Die deutschen Damen gewannen sensationell 2:1, tanzten bei der Siegerehrung voller Glückseligkeit Sirtaki und lieferten aus deutscher Sicht das Bild der Olympischen Spiele von 2004, das mit Abstand den höchsten positiven Erinnerungswert lieferte.

Das blieb nicht ohne Echo aus der Heimat, wo während Olympischer Spiele am Fernseher ohnehin alles verfolgt wird, was eine deutsche Medaille verspricht. Unglaubliche acht Millionen Zuschauer hatten beim Halbfinalsieg über China vor den Bildschirmen in Deutschland gesessen, knapp sechs Millionen<sup>1</sup> dann beim Finale – eine astronomische Zahl, wenn man bedenkt, dass es Länderspiele der Hockeydamen selten überhaupt ins Fernsehen schaffen und vor Ort in der Regel meistens nur ein paar hundert Fans zuschauen. Das Wunder von Athen hinterließ Eindruck auch bei denen, die sich sonst um Damen-Hockey eher wenig kümmern. Die Olympiasiegerinnen wurden von den Sportjournalisten zur Mannschaft des Jahres gewählt – wie zwölf Jahre zuvor die Hockey-Herren, die in Barcelona 1992 die Goldmedaille gewonnen hatten. Nach ihrer Rückkehr wurden die golddekorierten Damen kurz von Sender zur Sender gezerrt, aber dann war der Rausch schnell vorbei. Ein paar Wochen später beschwerten sich die desillusionierten Olympiasiegerinnen, dass nicht allzu viel dabei herausgesprungen sei.

## Aus dem Rampenlicht in die Versenkung

Warum hätten Sponsoren plötzlich auch mit Werbeverträgen auf diese goldige Geschichte reagieren sollen? Schließlich verschwinden Randsportarten in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit trotz aller Erfolge meistens wieder so schnell in der Versenkung wie sie plötzlich aufgetaucht sind, und aus dem immer wieder erhofften Boom wird nichts.

<sup>1</sup> Nach Daten der AGF/GfK Fernsehforschung, vgl. Camille Zubayr/Stefan Geese/Heinz Gerhard, Olympia 2004 im Fernsehen, in: Media Perspektiven, (2004) 10, S. 466–471.

Das Fernsehen hat diese ungute Entwicklung in den vergangenen Jahren noch verschärft, seitdem sich auch die öffentlich-rechtlichen Sender in erster Linie um die populären Sportarten kümmern oder groß als Promoter ins Profibox-Geschäft eingestiegen sind. So steht auf manchen Sendungen zwar „Sportchau“ drauf, aber in Wahrheit ist nur Fußball drin. Vor allem die Randsportarten des Sommers sind in erster Linie nur während Olympischer Spiele herzlich willkommen, weil dann alles Quote garantiert. Im Winter sieht es für die, die eigentlich im Schatten stehen, etwas besser aus, weil ARD und ZDF am Wochenende vom frühen Morgen bis in den Nachmittag hinein das Programm mit Wintersport füllen und sich dementsprechend viel Mühe geben, diese Sendezeit auch zu promoten.

Hockey ist beispielsweise zwar seit Jahrzehnten die erfolgreichste Sportart in Deutschland, taucht aber verlässlich im Fernsehen nur während Olympischer Spiele auf. Von der WM 1998 der Damen und Herren in den Niederlanden, die jeweils mit dritten Plätzen der deutschen Teams endete, gab es daheim überhaupt keine Fernsehbilder zu sehen. Vier Jahre später, als die deutschen Hockeyherren in Malaysia erstmals in der Geschichte sogar Weltmeister wurden, durften zumindest die Tore des Endspiels kurz bewundert werden. Bei Olympischen Spielen hingegen nimmt die Medienpräsenz rasant zu und auch die Stiefkinder werden interessant. 53,7 Millionen Zuschauer, das sind 75,4 Prozent der deutschen Bevölkerung, haben mindestens einmal die Olympia-Berichterstattung von ARD und ZDF während der Olympischen Spiele 2004 in Athen eingeschaltet. Das sind deutlich mehr als bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2002 in Japan und Südkorea (42,92 Millionen/59,9 Prozent). Deshalb ist der Aufwand des Fernsehens schon vor Olympischen Spielen enorm. Die jeweiligen Reporter kümmern sich schon mindestens ein halbes Jahr vorher um „ihre“ Sportart, pflegen Kontakte und drehen Filme für die Vorberichterstattung. Und bereiten sich wie die Athleten vor allem auf ihren großen Einsatz vor.

Es gibt seltene Ausnahmen, wie etwa die Hockey-Weltmeisterschaft 2006 in Mönchengladbach, als die Begeisterung über die Fußball-WM immer noch durch das Land ging

und auch die folgende Hockey-Veranstaltung noch in diesen Sog geriet. Die deutschen Herren verteidigten ihren Titel auf begeisternde Art und Weise, aber wenn die Protagonisten eine Wertigkeits-Rangliste aufstellen müssten, dann stünden Olympische Spiele auch wegen der Medienpräsenz und der öffentlichen Wahrnehmung weit an erster Stelle. „Meine Olympiamedaille würde ich nie gegen einen der beiden Weltmeister-Titel eintauschen“, sagt etwa der Hockey-Rekord-Nationalspieler Philipp Crone – dabei hatten die Hockeyherren in Athen „nur“ den dritten Platz belegt.

## Das Schwungrad Olympische Spiele

Ohne Olympia ist alles nichts – das wissen vor allem die Verbände der Randsportarten. Natürlich kann es der Deutsche Fußball-Bund verkraften, in Peking mal wieder nicht dabei zu sein mit den Männern, natürlich ist es für einen Tennisprofi zwar möglicherweise ein ideeller, aber kein wirtschaftlicher Schaden, sich nicht zu qualifizieren. Für die, die aber am Tropf Olympischer Spiele und ihrer Bedeutung hängen, ist „dabei sein“ schon deshalb alles, weil es teilweise von existenzieller Bedeutung ist. Denn schlechter, als eine Randsportart zu sein, die keine Gnade vor dem Internationalen Olympischen Komitee fand und nicht ins Programm aufgenommen wurde, ist nur noch, zwar eigentlich dazugehören, sich aber nicht für Olympische Spiele zu qualifizieren. Wer an Olympischen Spielen teilnimmt, ist auch ein kleiner Botschafter Deutschlands, und wird dementsprechend vom Bundesinnenministerium gefördert. Wer seine Chance zur Qualifikation aber verpasst, muss Etatkürzungen in Kauf nehmen.

Dementsprechend groß war die Aufregung beim Deutschen Hockey-Bund, als die Herren im vergangenen Jahr zwar als Weltmeister zur Europameisterschaft fuhren, dort aber als Vierter einen der drei direkten olympischen Startplätze überraschend verpassten. Über die letzte Chance auf Peking wurde ebenfalls in Asien entschieden – in einem japanischen Ort namens Kakamigahara fanden die vermutlich wichtigsten Spiele einer deutschen Hockey-Nationalmannschaft seit Jahren statt. Ein Scheitern in diesem Qualifikationsturnier wäre der sportliche GAU gewesen und hätte

den Verband im Kampf um die öffentliche Wahrnehmung und im Werben um Verbands-sponsoren um Jahre zurückgeworfen. Das Finale gegen Japan in Kakamigahara war deshalb vermutlich wichtiger als die beiden WM-Endspiele in Kuala Lumpur und Mönchengladbach, wofür auch die große Erleichterung nach dem Sieg spricht.

Olympia steht als Medienereignis für sich und gibt den Randsportarten für einen Moment eine extreme Bedeutung. Auch deshalb etwa ist Adidas Ausrüster von 27 der 28 Sportarten – ein Engagement, welches das Unternehmen nach Peking überdenken will, weil es auf Intervention der Konkurrenten nicht mehr mit den drei Streifen auf Hemd oder Hose werben darf. Treffen würde das wieder die „Kleinen“, die sich während Olympischer Spiele im Fall von Medaillengewinnen für kurzfristige Anerkennung freuen dürfen – einerlei, ob es sich um Kanu, Rudern, Schießen oder Hockey handelt.

Wem etwa der Name von Andreas Dittmer geläufig ist, der wird vielleicht wissen, dass es sich um einen Kanu-Olympiasieger handelt. Genauer sagt um einen dreimaligen Goldmedaillengewinner – Dittmer hat 1996 in Atlanta, 2000 in Sydney und 2004 jeweils im Einer- oder Zweier-Canadier triumphiert. Das hat ihm einen gewissen Bekanntheitsgrad eingebracht, den er ohne Olympia trotz seiner sechs Weltmeistertitel nicht annähernd erreicht hätte. Deshalb werden bei den Randsportarten die Anstrengungen im Olympiajahr noch einmal deutlich erhöht und höhere Trainingsumfänge absolviert. Wer es sich leisten kann, lässt sich von seinem Arbeitgeber freistellen oder legt ein Freisemester ein, um sich ganz auf die Olympischen Spiele konzentrieren zu können. Für manchen geht die Rechnung mit einem Medaillengewinn auf, die wenigsten aber können davon wirtschaftlich profitieren. Für alle aber sind diese knapp zwei Wochen der absolute Ausnahmezustand, ehe wieder der vierjährige Alltag beginnt, in dem um jede Beachtung gekämpft werden muss – eine Olympiade der besonderen Art.

# Olympische Spiele und Politik

In diesem Olympiajahr ist ein uralter Streit in aller Schärfe neu entbrannt: Ist Sport politisch?<sup>1</sup> Sport ist ein Feld kulturell-schöpferischen Handelns, ein enger Verwandter der Künste. Sportliches Handeln inszeniert dramatische Geschichten. In ihnen wirken in einem künstlich entfachten Streit mehrere Par-

**Sven Güldenpfennig**  
Dr. phil. habil., geb. 1943;  
Sport- und Kulturwissenschaftler  
in Aachen; von 1997 bis  
2002 wissenschaftlicher Leiter  
des Deutschen Olympischen  
Instituts in Berlin.  
marvd@freenet.de

teien, welche sich gegenseitig in ihrem Streben nach Selbstvervollkommnung benötigen, an der Hervorbringung von Sportereignissen als ästhetischen Werken zusammen. Olympische Spiele sind vor allem anderen ein globales Sportereignis, ein sportdominiertes Gesamtkunstwerk und als solches Teil des Weltkulturerbes. Bei einem solchen Blick auf den Eigensinn der Olympischen Spiele ist offensichtlich, dass ihre Sinnstruktur denkbar weit entfernt ist von der Sinnstruktur politischen Handelns.

Darüber hinaus ist der olympische Sport wie jede kulturell-schöpferische Tätigkeit hochgradig verletzlich und reagiert besonders empfindlich auf rücksichtslose Übergriffe politischer Mächte. Deshalb ist für die Sportorganisationen politische Zurückhaltung geboten, der Verzicht darauf, sich heroisch in eskalierende tagespolitische Getümmel zu stürzen, wie es manche gern sehen würden. Wie weit dabei der autonome kulturelle Eigensinn des Sports respektiert, befolgt, gefördert, zumindest geduldet wird: Das ist die Messlatte zur Beurteilung jeglichen sportlichen, pädagogischen, ökonomischen oder politischen Handelns in diesem Sinnbezirk. Diese Befunde zusammengenommen ergeben die erste These: *Der olympische Sport ist nicht politisch.*

Die genannte These aber fordert direkt zum Widerspruch heraus. Die Tagespresse ist doch voll von Meldungen über sportpolitische Verwicklungen! Dazu eine kleine Auslese aus der stürmischen Geschichte der Sportpolitik: Als „Mutter“ der politischen Instrumentalisierung gelten die Olympischen Spiele von Berlin 1936. NS-Deutschland nutzte sie als Ausrichter zum Aufbau potemkinscher Dörfer. Das Regime stand außenpolitisch bereits Gewehr bei Fuß zur Intervention in den Spanischen Bürgerkrieg. Es lockerte für das Intermezzo der Spiele seine innenpolitischen Unterdrückungsmaßnahmen gegen die Juden, die politische Opposition, die freie Presse. Dadurch konnte es den Boykott durch andere Länder und den Entzug des Ausrichtungsauftrags durch das Internationale Olympische Komitee (IOC) abwenden. Beides wäre begründet gewesen. Spätestens seit den Nürnberger Rassengesetzen von 1935 verstieß Nazi-Deutschland gegen das Diskriminierungsverbot der olympischen Regeln. Sein Ausschluss aus der olympischen Bewegung wäre so zwingend gewesen wie später der von Südafrika wegen seiner Apartheidpolitik.

1952 in Helsinki nahm die Sowjetunion erstmals an Olympischen Spielen teil. Ihr Fernbleiben wie ihr Erscheinen waren primär nicht sportlich, sondern aus der Staatsräson motiviert. Das Land sah die Chance, dort die

<sup>1</sup> Da auf Einzelnachweise verzichtet wird, vgl. folgende grundlegende Arbeiten zur olympischen Philosophie, Kultur- und Zeitgeschichte, auf welche die vorliegende Argumentation vielfach Bezug nimmt: Richard Espy, *The Politics of the Olympic Games*, Berkeley 1979; Walter Gloede, *Sport: Unbekannte Größe im politischen Spiel*, München 1980; Ommo Grube (Hrsg.), *Olympischer Sport. Rückblick und Perspektiven*, Schorndorf 1997; ders. (Hrsg.), *Einblicke. Aspekte olympischer Sportentwicklung*, Schorndorf 1999; Sven Güldenpfennig, *Olympische Spiele als Weltkulturerbe*, Sankt Augustin 2004; ders., *Denkwege nach Olympia*, Sankt Augustin 2006; ders., *Sport verstehen und verantworten*, Sankt Augustin 2007; ders., *Olympische Spiele 2008 in Beijing? (i. E.)*; Allen Guttmann, *The Olympics. A History of the Modern Games*, Illinois 2002; Hans Lenk, *Werte, Ziele, Wirklichkeit der modernen olympischen Spiele*, Schorndorf 1972; Niklas Luhmann, *Die Politik der Gesellschaft*, Frankfurt/M. 2002; Ulrich Sinn, *Das antike Olympia. Götter, Spiel und Kunst*, München 2004; Helmut Schelsky, *Friede auf Zeit. Die Zukunft der Olympischen Spiele*, Osnabrück 1973; Dolf Sternberger, *Die Politik und der Friede*, Frankfurt/M. 1986.

vermeintliche Überlegenheit im ideologischen Systemwettbewerb zwischen Sozialismus und Kapitalismus zu demonstrieren. Dies führte zu einem sportlichen Wettrüsten, das den kulturellen Eigensinn des Sports überdehnte. Es mündete in sportwidrige Manipulationspraktiken wie in permanente politisch motivierte Boykottandrohungen gegen internationale Sportereignisse. Als gelehrige Schülerin folgte die DDR ihrer politischen Vormacht. Bis zu ihrer allgemeinen völkerrechtlichen Anerkennung durch die Aufnahme in die Vereinten Nationen nutzte die den Erfolg ihrer „Diplomaten im Trainingsanzug“ zur Durchbrechung ihrer internationalen Isolation. 1968 in Mexico City erstmals mit einer eigenständigen Mannschaft vertreten, begann sie frühzeitig ein Regime systematischer sportsinnwidriger Leistungsmanipulation aufzubauen. Es machte sie zum weltweiten Vorreiter eines staatlich geleiteten Dopingsystems, und das bisherige Duell der sportlichen Weltmächte geriet zu einem Dreikampf. Die Anerkennungsfähigkeit von durchaus sportgerechten Innovationen des Sportfördersystems, welche die DDR in der Trainingsforschung, Trainerausbildung, Talentsuche und -förderung entwickelte, wurde dadurch überlagert und aufgehoben. Bei der Beurteilung des außerordentlichen Sporterfolges der DDR kann der Anteil dieser divergenten Faktoren nicht sauber voneinander getrennt werden, was nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten 1990 einen konstruktiv-vertrauensvollen Weg in die Integration der beiden Sportsysteme verhinderte.

Bei den Spielen von München 1972 nahm ein palästinensisches Terrorkommando die israelische Olympiamannschaft als Geisel, um vor der Weltöffentlichkeit auf das Schicksal der Palästinenser in den von Israel besetzten Gebieten aufmerksam zu machen. Die Aktion endete in einem Blutbad. Diese Erfahrung zog ein gewaltiges Anwachsen des Sicherheitsaufwandes bei allen künftigen sportlichen Großereignissen nach sich – was nur schwer mit dem Klima friedlicher kultureller Begegnung vereinbar ist, von dem solche Ereignisse eigentlich geprägt sein sollten. 1980 zwang die US-Administration ihr eigenes Nationales Olympisches Komitee (NOK) sowie die Mehrheit seiner Partnerstaaten zu einem Boykott gegen die Olympischen Spiele von Moskau. Begründet wurde dieser mit der militärischen Intervention des Ausrichterlan-

des in Afghanistan. Die Antwort der sozialistischen Staatenwelt war ein Gegenboykott der Spiele von Los Angeles 1984. Einziger Effekt war jeweils die Opferung der olympischen Chancen einer ganzen Sportlergeneration.

Die Spiele von Athen 2004 waren *der* Musterfall für die allgegenwärtige Kluft zwischen olympiapolitischer Rhetorik und Praxis. Als Griechenland für die Ausrichtung der Jahrhundert-Spiele von 1996 Atlanta vorgezogen wurde, reagierte das Land beleidigt und beleidigend. Weil 1896 die ersten Spiele der Neuzeit in Athen stattgefunden hatten, sprach sich die Stadt ein natürliches Vorrecht auf die Ausrichtung der Jubiläumsspiele zu. Dem IOC wurde unterstellt, es habe sich dieses Jubiläum von einem in Atlanta residierenden Weltkonzern abkaufen und die Spiele zu „Coca-Cola-Spielen“ verkommen lassen. Athen erhielt seine Chance 2004 – und hat sie nicht nutzen können. Griechenland reklamiert für sich, die kulturhistorische Geburtsstätte und damit zugleich der geborene Garant der olympischen Idee zu sein. Beide Ansprüche halten dem Realitätstest nicht stand.

Über ein Jahrtausend lang, von 776 v. Chr. bis 393 n. Chr., fanden die antiken Spiele in Olympia statt. Das Ende wurde ihnen mit einem Edikt von Kaiser Theodosius durch das gerade christlich gewordene, hellenistisch geprägte spätantike Römische Reich bereitet. Also durch einen Staat, der politikgeschichtlich dem heutigen Griechenland näher stand als die griechische Welt der Hochantike. Als 1896 die ersten Spiele der Neuzeit in Athen stattfanden, hatte ihr Begründer Pierre de Coubertin sein Konzept des *globalen* Zugangs gegen griechischen Widerstand durchsetzen müssen. Griechenland selbst wollte an seiner Idee einer Wiederbelebung von *panhellenischen* Spielen festhalten. Die Spiele von Athen 2004 wurden nachhaltig überschattet durch Dopingskandale griechischer Athleten und durch befremdliche Reaktionen des griechischen Publikums auf entsprechende Sanktionen des IOC. Jetzt rächte sich, dass man den Sportstandort Griechenland durch jahrelange Nachlässigkeit zu einer der führenden Doping-Hochburgen hatte verkommen lassen. Dort war eine zentrale Botschaft offenbar noch immer nicht angekommen: Verantwortliche Sportpolitik geht nicht in der rhetorischen Beschwörung einer glorreichen

Vergangenheit auf, sondern besteht in dem energischen praktischen Engagement für die Gewährleistung eines sinngerechten Sports.

Im laufenden Olympiajahr schließlich hat eine tibetische Protestbewegung die bevorstehenden Spiele von Peking zum Anlass genommen, gegen die Minderheitenpolitik des Ausrichterlandes zu demonstrieren. Die dramatischen Reaktionen der chinesischen Regierung führten zu einer Solidarisierungswelle mit der tibetischen Opposition, die sich in einigen westlichen Ländern in Aktionen gegen den olympischen Fackellauf entlud. In allen Fällen wurden Sportereignisse ohne Rücksicht auf deren autonomen kulturellen Eigensinn zur Durchsetzung allgemeinpolitischer Ziele instrumentalisiert. Diese waren oder sind zwar heterogen und je für sich unterschiedlich legitim. Aber unabhängig davon waren oder sind sie wegen der sportwidrigen Instrumentalisierung des Sportanlasses durchweg verwerflich. Boykotte sind nicht deshalb abzulehnen, weil sie *faktisch* meist wirkungslos, sondern weil sie *prinzipiell* als politisches Mittel illegitim sind (es sei denn für die Selbstverteidigung des olympischen Regelwerks). Zusammengefasst ergeben diese Befunde die zweite These: *Der olympische Sport ist politisch. Aber in zahlreichen Fällen in einer illegitimen Weise.*

Auch das ist noch nicht das letzte Wort. Denn es wird häufig übersehen, dass sich hier verschiedene Politikkonzepte gegenüberstehen. In den Beispielfällen ging es um politische Stellvertreterkriege *bei* großen Sportereignissen. Daneben aber gibt es politisches Handeln *für* den Sport. Schon die Gründung und Stabilisierung der olympischen Bewegung durch de Coubertin seit 1894 erforderte ein hohes Maß an politischer Kunst, die sich bisweilen mit Machiavelli'scher Verschlagenheit, bisweilen mit Schwejk'scher Listigkeit mischte, da die internationale Lage alles andere als günstig war. Nationalistische Hysterie und imperialistische Konkurrenz der Großmächte, am Horizont bereits die Vorzeichen des Ersten Weltkrieges, erschwerten Interesse und Respekt für diese zunächst nur spleenig erscheinende olympische Idee. Zur Gewährleistung ihrer politischen Autonomie gründete de Coubertin als institutionellen Träger sein Internationales Olympisches Komitee, ähnlich wie Henri Dunant das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, auf der Selbst-

rekrutierung durch ein Kooptationsprinzip. Dies hat zwar seit jeher Anstoß bei den Verfechtern der reinen Demokratielehre hervorgerufen und zahlreiche Korruptionsanfechtungen bei IOC-Mitgliedern zugelassen. Gleichwohl hat es sich letztlich als das kleinere Übel gegenüber einem Delegationsprinzip erwiesen, nach dem jedes Mitgliedsland seine Vertreter in das IOC entsendet, aber so deren olympisches Mandat leicht mit allgemeinpolitischen Interessen kontaminiert.

Politisches Handeln, das auf die praktische Umsetzung des olympischen Eigensinns gerichtet ist, blieb maßgebliche Voraussetzung der weiteren Entwicklung. Dies gilt sowohl für die „innere Diplomatie“ zur Durchsetzung von weltweit geltenden Regelwerken in der olympischen Bewegung als auch für die „äußere Diplomatie“ zur Schaffung der politisch-rechtlich-ökonomischen Voraussetzungen für eine nachhaltige Gewährleistung der Olympischen Spiele. Zu den sinnvollen politischen Maßnahmen können hier durchaus auch Ausschluss und Boykott gehören. Nämlich dann, wenn Mitwirkende oder Ausrichter der Spiele fundamental gegen das geltende olympische Regelwerk verstoßen und wenn nur durch solche Sanktionen als sportpolitische Ultima Ratio die Geltung dieses Regelwerkes garantiert werden kann. Die dritte These lautet daher: *Der olympische Sport ist politisch. Vielfach in einer legitimen, für die Unabhängigkeit, Gestaltung und Zukunftsfähigkeit der olympischen Bewegung unverzichtbaren Weise.*

## Fünf Ebenen, auf denen Olympische Spiele politisch werden

Es wurde gezeigt, dass die Olympischen Spiele von Beginn an im Fokus der Politik standen. „Die Politik“ ist dabei ein Sammelbegriff für unterschiedlichste Arten von politischer Intervention einschließlich deren unterschiedlicher Legitimität. Die gängigen, vermeintlich gegensätzlichen Redensarten „Sport ist politisch“ und „Man soll Sport und Politik nicht miteinander vermischen“ verwischen diese Unterschiede bis zur Unkenntlichkeit und sind gleichermaßen irreführend. Die maßgeblich beteiligten Ebenen sind nachfolgend aufgeführt.



**Erste Ebene:** Olympische Spiele sind im Kern ein Sportereignis. Sportliches Handeln ist im Kern kulturelles und nicht direkt politisches Handeln. Es kann durch politische Interventionen in seinen kulturellen Zielen gefördert oder beeinträchtigt werden.

**Zweite Ebene:** Das IOC trägt gemeinsam mit den Weltfachverbänden und den verschiedenen NOKs sowie dem Organisationskomitee der jeweiligen Ausrichterstadt insoweit politische Verantwortung für das sinngerechte Gelingen der Olympischen Spiele, als es über das dort geltende Regelwerk entscheidet und mit diplomatischen Mitteln unter Einsatz seiner symbolischen Macht die ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen zu gewährleisten versucht.

**Dritte Ebene:** Maßgeblicher Mitakteur der jeweiligen Ausrichterstadt von Olympischen Spielen ist der Staat, dem sie zugehört. Diese Staaten verbinden mit dem Ausrichtungsrecht eigene, ihrer Staatsräson folgende politische Ziele, die mehr oder weniger verträglich sein können mit den Zielen der ersten beiden Ebenen.

**Vierte Ebene:** Die Olympischen Spiele als eines der größten globalen Kulturereignisse haben von Beginn an die Aufmerksamkeit unterschiedlichster politischer Akteure auf sich gezogen und deren Interesse geweckt, die Spiele in den Dienst eigener außerolympischer politischer Ziele zu stellen. Diese waren selten problemlos mit den olympiaeigenen Zielen vereinbar. Sie haben oft durch den rücksichtslosen Einsatz ihrer Machtmittel die olympische Bewegung in existentielle Krisen gestürzt.

**Fünfte Ebene:** Sportliches Handeln als kultureller Kern des olympischen Geschehens wird in der Wissenschaft bisweilen als Modell politisch-strategischen Handelns interpretiert. Beispiel für eine beliebte, aber abwegige Methode: Man nimmt einzelne Strukturelemente, die den olympischen Sport mit anderen Sinnfeldern verbinden, und erklärt ihn damit zum idealtypischen Modell für wirtschaftlichen Wettbewerb, moralpädagogische Persönlichkeitsbildung, politische und militärische Strategien, in letzter Abstraktion zur „Mimesis der Gesellschaft“. Dabei wird übersehen, dass das Unterscheidende wichtiger ist als die Gemeinsamkeiten. Diese Analogisier-

ungsmethode führt zu dem beliebten Muster „Alles hängt mit allem zusammen“, mit dem aber keine gehaltvollen Sinnunterscheidungen zu treffen sind.

## Plädoyer für eine Umkehrung der Blickrichtung

In der bisherigen Argumentation steckt implizit ein Plädoyer dafür, die herkömmliche Blickrichtung auf olympiapolitische Probleme umzukehren. Um zu gehaltvollen Einsichten zu kommen, kann die leitende Frage nicht lauten: Wer hatte was mit welchen Zielen mit Olympia vor? Sie muss vielmehr lauten: *Was war in Entscheidungssituationen politisch geboten, um das Kulturereignis Olympische Spiele aktuell und dauerhaft sinngerecht gelingen zu lassen? Und was stand dagegen?*

Dass diese Blickrichtung sich bisher nicht durchsetzen konnte, lag keineswegs nur daran, dass die Spiele notorisch von außen politisch instrumentalisiert wurden. Die oft irreführende Selbstbeschreibung der olympischen Idee durch ihre eigenen institutionellen Träger hat vielmehr wesentlich dazu beigetragen. Die IOC-Entscheidung für den Olympiaausrichter Peking stand folglich von vornherein in einer selbstverschuldeten Glaubwürdigkeitsfalle. Selbstverschuldet insoweit, als Sportorganisationen seit jeher ihre Ereignisse mit einer ungenauen, überschießenden Rhetorik begründen. Sie erwecken bzw. verstärken dann im konkreten Einzelfall den Eindruck, sie pickten sich aus ihrem buntgemischten rhetorischen Arsenal jeweils opportunistisch dasjenige Argument heraus, welches gerade am besten passt, um dahinterliegende, weniger hehre Motive verbergen zu können. Wichtiges Instrument in diesem Arsenal ist ein undurchsichtiges Spiel mit zwei schon diskutierten Topoi. Entweder: Der Sport lebe nicht auf der Insel der Seligen, er könne sich folglich der Politik nicht entziehen. Oder: Er sei untauglich als Knüppel der Politik und dürfe sich daher nicht mit ihr vermengen. Beide sind zwar irgendwie richtig. Sie sind aber solange untauglich zur überzeugenden Begründung einer sportpolitischen Entscheidung, wie sie nicht präzisiert sind.

Weiterhin wiegt schwer, dass die Sportorganisationen für sich selbst scheinbar unkon-

troverse allgemeine politische Ziele reklamieren. Dieses „Mehr“ aber ist die Lebenslüge der olympischen Bewegung. Es hat ihr zwar jahrzehntelang Pluspunkte bei den kulturellen Eliten eingetragen, die mit „Nur-Sport“ nichts anfangen konnten. Aber dieser vermeintliche Mehrwert muss nun, wie jede unseriöse Spekulation, teuer bezahlt werden. So wurde die olympische Idee zum Füllhorn leerer Versprechungen. Es wird jeweils herausgestellt bzw. unter Verschluss gehalten, was gerade passend bzw. unpassend erscheint. Die Institutionen der olympischen Bewegung haben versäumt, rechtzeitig argumentative Daseinsvorsorge zu treffen. Deshalb leben sie in der Begründung ihres Handelns stets von der Hand in den Mund. Die problematischen Seiten des olympiapolitischen Prozesses ergeben sich folglich aus einer Doppelbewegung: politische Instrumentalisierungs- und Übermächtigungsversuche von außerolympischen Mächten bei gleichzeitiger politischer Selbstüberhebung der olympischen Institutionen durch diese selbst.

Der Vorwurf der selbstverschuldeten Glaubwürdigkeitslücke soll an einem Beispiel veranschaulicht werden: Seit jeher wird behauptet, die Olympischen Spiele leisteten substantielle Beiträge zur globalen Friedensförderung durch und über das sportliche Ereignis selbst hinaus. Der damit erhobene Anspruch wird durch jeden ernsthaften Realitätstest widerlegt. Olympische Friedenspolitik über den Schutz des eigenen Ereignisses hinaus ist *nach außen* hin ein leeres Versprechen. Und zwar nicht als irgendeine Art von Politikversagen. Es *kann* gar nicht anders sein. Schon bei den internationalen Friedensmissionen der Vereinten Nationen wird zu Recht davor gewarnt, zu viel von zu geringen Mitteln zu erwarten. Der unbeirrbar Glaube an diesen Fetisch beruht auf einem Fehlverständnis der Reichweite der eigenen politischen Handlungsmacht. Der Nimbus von Olympia wurde zwar ursprünglich, und zwar bereits bei den antiken Spielen, in ähnlicher Weise gestiftet wie jener der Kaaba in Mekka: Es wurde zu einem Sakrileg erklärt, den Frieden an diesem heiligen Ort zu brechen. Der olympische Friede, das heißt der Schutz des Ereignisses selbst, war für dessen Dauerhaftigkeit lebenswichtig in einer antiken griechischen Welt, in der die *poleis* in permanenter selbstzerstörerischer Fehde miteinander lagen.

Diese Friedenspflicht am heiligen, heute am profan-kulturellen Ort aber wird überdehnt, ja sogar direkt gefährdet, wenn sie zu einer globalen Friedensmission umgedeutet und ausgeweitet wird.

Die olympische Bewegung ist daher viel weniger Erzeuger als Nutznießer der friedenspolitischen Vorleistungen, die andere Mächte erbringen. Die aktuelle vorolympische Krise zeigt gerade wieder, dass das IOC aus eigener Kraft nicht einmal Frieden im Ausrichterland sowie während des weltweiten olympischen Fackellaufes, also im unmittelbaren Umfeld der Spiele verbürgen kann. Die olympische Friedensrhetorik war zwar am Beginn durch das aufrichtige idealistische Pathos des Gründungsaters de Coubertin getragen. Aber sie konnte nie konstituierendes Element einer wohlbegründeten olympischen Idee sein.

Doch die Folgerungen aus dieser These zeigen in eine andere Richtung, als man vermuten könnte. Die Tatsache, dass im Olympiajahr ein zum Teil blutiger innenpolitischer Konflikt um Tibet aufgebrochen ist, disqualifiziert die Volksrepublik China noch keineswegs automatisch als Ausrichterland der Spiele. Der Zuschlag für die Ausrichtung wäre völlig missverstanden als Belohnung für politische Mustergültigkeit. Denn ein solches Verständnis würde den Kreis der potentiellen Olympiakandidaten auf eine weltweit winzig kleine Minderheit von politisch gänzlich unbescholtenen und wirtschaftlich hinreichend potenten Staaten einschränken. Ausrichtungsentscheidungen sind vielmehr grundsätzlich Ausdruck eines Kernelements der olympischen Idee: ihre Spiele weltweit wandern und Fuß fassen zu lassen. Freilich innerhalb von politisch-rechtlichen sowie organisatorisch-sicherheitsmäßigen Mindeststandards, welche der Ausrichter zu gewährleisten hat. Aber eben auch nicht mehr als das. Andernfalls würden die Spiele erpressbar durch jede Art von Demagogie, welche das Ereignis für beliebige außersportliche Zwecke als Geisel nehmen möchte. Solche Zwecke mögen für sich genommen legitim sein oder nicht: *Olympische* Legitimität könnten sie keinesfalls für sich reklamieren. Aber sie könnten jedes olympische Ereignis und damit die Kontinuität des olympischen Geschehens insgesamt paralisieren.

Militärisch ausgedrückt, hat es die olympische Bewegung bis heute versäumt, mit konsistenten Begründungen die weit vorgeschobenen Stellungen zurückzunehmen. Die Argumentation gegen die Boykottrufe des Frühjahrs 2008 klang deshalb so sehr nach verlegener Ausrede, weil eine Frontbegrädigung nun eben „im Feuer“ der Kritik und nicht in souveräner Vorausschau erfolgte und somit eher einem Rückzugsgefecht glich. Der Sport muss sich keineswegs mehr durch Moralpredigten von innen und außen in eine rhetorische Überdehnung seiner tatsächlichen Wirkungspotentiale drängen lassen. Er ist, systemtheoretisch gesprochen, aus guten Gründen spezialisiert auf die kulturell-ästhetische Funktion, für die er gesellschaftlich ausdifferenziert ist. Es führt zu einer prinzipiellen Fremd- wie Selbstüberforderung, „nebenbei“ Funktionen des politischen Systems miterfüllen zu wollen. Gelänge es, bedeutete das nicht mehr und nicht weniger als eine Bankrotterklärung des gewaltigen institutionellen Apparats des globalen politischen Systems. Denn dieses vermag ja trotz gewaltigen Aufwands oft nur minimale Erfolge zu erzielen. Die aktuelle Kritik am IOC wegen dessen Haltung zur Tibet-Frage verwechselt einmal mehr Politik mit einem spontanen Erweckungserlebnis. Politik muss in einem langwierigen Transformationsprozess versuchen, Bedingungen in die erwünschte Richtung zu ändern. Ein Erweckungserlebnis hofft auf die plötzliche Verwandlung eines moralisch verwerflichen Zustandes in einen moralischen. Und dieses Wunder soll ausgerechnet durch eine machtarme Organisation vollbracht werden, welcher plötzlich übermächtige Kräfte wachsen sollen!

Hinter dieser Art von IOC-Kritik steht also ein gleichermaßen einfältiges Sport- wie Politikbild: Der Sport wird als allmächtige Wunscherfüllungsmaschine imaginiert, die Politik als Zauberkunststück. Das bislang dominierende Verständnis von „olympischer Außenpolitik“ ist idyllisch und romantisch und pickt sich nur die Rosinen aus dem Kuchen. Es verkündet von den Höhen des Olymp aus diffuse Verheißungen: globalen Frieden, soziale Egalität, physische Gesundheit, moralische Vervollkommnung. Aber es meidet die Mühen der Ebene, der politischen Kärrnerarbeit. Diese aber müsste sich anschließen und könnte erst dadurch jene hehren Ziele praktisch beglaubigen. Weder Sport

noch Politik bieten einen solchen Ort des Idylls, in welchem sich alles von selbst zum Besseren wendet. Sie sind vielmehr Orte des harten und beharrlichen Ringens um tragfähige Konfliktlösungen und Orte der Gestaltung einer menschengerechten Zukunft. „Das IOC hätte . . .“, so war in der Krise des Frühjahrs 2008 ständig zu hören. Dabei wird leicht übersehen, dass es über keinerlei wirksames Instrumentarium zur Umsetzung, ja auch nur zur Beurteilung und Entscheidung dessen, was allgemeinpolitisch richtig ist, verfügt. Und es könnte bei zu weiter Auslegung seines „außenpolitischen“ Handlungsspielraums schnell an seine „innenpolitischen“ Grenzen stoßen. Denn es müsste beim Olympiaausrichter politische Gegebenheiten attackieren, welche auch bei zahlreichen anderen Mitgliedern der olympischen Bewegung gang und gäbe und durch die olympische Charta gar nicht ausgeschlossen sind. Das IOC könnte also allenfalls durch Willkürentscheidung und Druck kurzfristige potemkinsche Effekte zu erzwingen versuchen. Wer aber will ein solches unwürdiges Spiel nach Berlin 1936 bei heutigen und künftigen Spielen wiederholt sehen?

## Gesellschaftliche Mitverantwortung der olympischen Bewegung

Seine gesellschaftliche Mitverantwortung und die für ihn tatsächlich leistbare begrenzte politische Aufgabe übernimmt der Sport vor allem dadurch, dass er sein eigenes Feld sinngerecht und kompetent gestaltet und gegen Gefährdungen von innen und außen verteidigt. Die Generallinie kann künftig nur lauten: An die Begründung und die Durchsetzung der olympischen Ziele *nach innen* die höchsten Ansprüche stellen und die hergebrachten anmaßenden Ansprüche *nach außen* auf das Maß des gut Begründbaren zurücknehmen. Andernfalls – und die jüngsten Ereignisse lehren dies erneut – kehren die überzogenen Versprechungen umgehend als implizite oder explizite Forderung zurück: Man möge doch gleich das ganze olympische Projekt abblasen, wenn man denn jene Versprechungen oder Erwartungen auf allgemeine Weltverbesserung nicht einlösen könne. Ein solches destruktives Echo ebenso wie sein hypertrophes Gegenbild eines angeblich allkompetenten Sports verkörpern die zwei Seiten derselben Medaille eines Kulturbanausentums: Werden die Ziele des Pro-

jekts zu weit hochgeschraubt, muss ihr Verfehlen im Umkehrschluss ein Aufgeben des Projekts zur Folge haben. Die Welt ist stets in irgendeiner ihrer Regionen unfriedlich. Kulturereignisse wie die Olympischen Spiele können dies nicht verhindern. Sie sind aber auch gar nicht darauf angewiesen, dass zuvor aller globaler Unfriede beigelegt ist. Im Gegenteil: Sie *dürfen* sich überhaupt nicht von diesen Bedingungen abhängig machen. Andernfalls würden sie aufgrund von deren Unerfüllbarkeit ihr eigenes Ende besiegeln.

In olympiapolitischen Fragen, sollen sie wohlbegründete Antworten in Theorie und Praxis finden, muss sich alles um diese Kernfrage drehen: Der zentrale Sinnimperativ des Sports lautet „*to play the game and to play it well*“. Bedeutet dies aber, dass allgemeinemoralische Grundsätze hier strikter oder weniger strikt einzufordern sind, als in der Sphäre des allgemeinen Rechts und der Allgemeinpolitik? Es gilt, Prinzipien und Kriterien der Urteilsbildung herauszuarbeiten, anhand derer die „Olympiatauglichkeit“ eines Ausrichterlandes bewertet werden kann. Man muss ferner nach begründeten Antworten auf die folgende Frage suchen: Kann und muss das IOC als Veranstalter aufgrund der in seiner Charta kodifizierten Normen und Regeln einem Ausrichterland bestimmte *Höchststandards* der politischen Kultur abverlangen? Oder kann es sich einerseits auf die *Mindestanforderungen* organisatorisch-administrative Effizienz, Verlässlichkeit, Sicherheit, hinreichende Umweltqualität am Olympiaort und Vorreiterrolle der Olympiamannschaft des Ausrichters im Anti-Doping-Kampf sowie andererseits auf die allgemeine Anerkennung des Ausrichterlandes durch die Staatengemeinschaft beschränken? Die innere Logik der olympischen Idee weist eher in Richtung der zweiten Variante: Für das politische Umfeld von Olympischen Spielen gelten gegenüber den Prinzipien einer elaborierten Staatsphilosophie und Demokratietheorie – so erstrebenswert diese allgemeinpoltisch selbstverständlich sind – nicht *höhere*, sondern *niedrigere* Mindeststandards der dort herrschenden politisch-rechtlichen Kultur. Diese Beurteilung mag weder den Kritikern noch den Apologeten des olympischen Projekts sympathisch oder auch nur einleuchtend erscheinen. Aber die verbreitete gegenteilige Auffassung geht auf ein irrtümliches hypermoralisches Bild von Sport zurück. Ein sol-

ches ist nicht nur realitätsfremd, insofern es täglich tausendfach Lügen gestraft wird – es ist vor allem schlecht begründet.

Denn das IOC als institutioneller Hauptträger der olympischen Idee folgt – wie übrigens ähnlich auch die Vereinten Nationen und das Internationale Rote Kreuz – einem Primat der Universalität vor der politischen Moralität. Sprich: Die Universalität seines Sachprojekts Olympische Spiele steht vor der Moralität innenpolitischer Systemverhältnisse seiner Mitglieder. Die praktischen Konsequenzen dieser Prioritätensetzung mögen zwar zynisch anmuten. Aber diese internationalen Akteure haben sich mit gleichwohl guten Gründen für dieses Primat entschieden: Um sachlich begrenzte partikulare Projekte – Ernährungsprogramme, Flüchtlingshilfe, Verwundetenhilfe auf Schlachtfeldern, ein Weltsporeignis – weltweit tatsächlich und verlässlich verwirklichen zu können, müssen sie an den meisten darüber hinausgehenden politischen Streitfragen vorsätzlich vorbeisehen. Aus weiser Selbstbeschränkung hat das IOC keine normierenden Aussagen über innenpolitische Systemverhältnisse innerhalb der Mitgliedsstaaten der olympischen Bewegung in seine Charta aufgenommen.

Olympiapolitischer Opportunismus besteht folglich nicht etwa darin, dass das IOC sich nicht zu kritischen Äußerungen vor mächtigen Thronen traut. Er bestünde vielmehr gerade darin, dass es sich durch eine bestimmte weltöffentliche Stimmung zu solchen kritischen Äußerungen drängen ließe, obwohl es zu ihnen durch seine Satzung und das Mandat seiner Mitglieder nicht ermächtigt ist. Es legitimiert damit nicht automatisch undemokratische politische Systeme. Es verhält sich vielmehr neutral dazu. Das IOC muss seinem Ziel, der olympischen Idee weltweit Geltung zu verschaffen, Vorrang einräumen, um es nicht zu verfehlen. Anders als in der Hochzeit der antiolympischen Boykottbewegungen von 1976 bis 1984 scheinen im Jahr 2008 alle staatlichen und olympischen Verantwortungsträger einig, die Spiele nicht durch außerolympische politische Forderungen infrage stellen zu lassen. Aus Sicht der olympischen Idee ist dies als Fortschritt zu werten.

Gudrun Wacker

# Olympischer Moment: Werden die Spiele China verändern?

Seit die Entscheidung des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) über die Ausrichtung der Sommerspiele 2008 zugunsten der Stadt Peking gefallen ist, bereitet sich

**Gudrun Wacker**

Dr. phil., geb. 1954; wissenschaftliche Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Asien der Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP), Ludwigkirchplatz 3-4, 10719 Berlin.  
gudrun.wacker@swp-berlin.org

China auf dieses sportliche Großereignis vor. Die Freude über die Entscheidung war in China umso größer, als eine frühere Bewerbung um die Austragung der Spiele 2000 im Jahr 1993 gescheitert war. Aus Sicht der chinesischen Führung sollen die Olympischen Spiele 2008 das Schaufenster sein, durch das China zeigen kann, wie weit es mit seinem Modernisierungskurs in den vergangenen dreißig Jahren gekommen ist: Die Rückkehr des Landes auf die Weltbühne, die Integration in die Weltwirtschaft und in die internationale Staatengemeinschaft sollen zelebriert werden.

Die Vision der Olympischen Spiele in Peking, die die chinesische Führung unter dem Motto „one world, one dream“ (eine Welt, ein Traum) umsetzen will, sind ein perfekt organisiertes Spektakel für die internationale Öffentlichkeit, das harmonisch und ohne Zwischenfälle abläuft. Durch die Ereignisse im Umfeld der Unruhen in Tibet und des olympischen Fackellaufes ist bereits jetzt fraglich, ob sich diese Vision noch wird umsetzen lassen. Denn ein Schatten liegt nun schon über dem Ereignis, der sich unter Umständen noch weiter ausdehnen und verfinstern kann.

Im Folgenden geht es um die Erwartungen und Herausforderungen, mit denen China im Vorfeld der Spiele umzugehen hat und die das Land praktisch von Beginn an einem Dilemma ausgesetzt haben. Ein weiterer Teil wird sich mit der Frage befassen, in welchen Bereichen die Vorbereitung auf die Spiele bereits zu – dauerhaften oder vorübergehenden – Veränderungen in China geführt hat. Im letzten Teil werden mögliche Szenarien vorgestellt, welche Auswirkung die Olympiade auf China haben könnte.

## Herausforderungen und Erwartungen: Dilemma für China

Als Ausrichterland der Olympischen Spiele steht China verstärkt im internationalen Scheinwerferlicht von Medien, Öffentlichkeiten, Politikern und Parlamentariern, insbesondere im „Westen“, also in Europa und den USA. Bereits einige Jahre vor dem sportlichen Großereignis entspann sich eine kontroverse Diskussion über die Vergabe der Spiele an China, über das Verkehrschaos in Peking, über die Qualität von Luft und Nahrungsmitteln, mit denen die Athleten vor Ort konfrontiert würden, über die Arbeitsbedingungen für ausländische und inländische Journalisten vor, während und nach den Spielen, aber auch über das Verhalten gegenüber Taiwan und die außenpolitische Rolle Chinas, beispielsweise im Sudan und der Krise in Darfur oder in Birma/Myanmar. Für jeden dieser Bereiche wurden, insbesondere von Nichtregierungsorganisationen (NGOs), Erwartungen formuliert und zum Teil für den Fall ihrer Nichterfüllung Boykottandrohungen in den Raum gestellt.

Auf die „handfesten“ und praktischen Herausforderungen, die mit der Ausrichtung der Spiele verbunden waren, waren Peking und die chinesische Führung eingestellt: Der Bau von Sportstätten, Verkehrsinfrastruktur und neuen Hotels sowie die Begrünung der Stadt wurden in Angriff genommen, Pläne für die Milderung des Verkehrschaos erarbeitet, Schweine ohne Hormongaben (Doping!) für die Sportler gezüchtet, die Taxifahrer der Stadt zum Englischlernen angehalten und die Bewohner Pekings zu einem angemessenen Verhalten aufgefordert (nicht Spucken, ordentlich Schlangestehen). Um der mittlerweile dramatischen Wasserknappheit in Peking ent-

gegenzuwirken, wurde seit Frühjahr 2008 Bauern in anderen Provinzen buchstäblich das Wasser abgegraben und in die Hauptstadt umgeleitet. China hatte „grüne Spiele“ versprochen, nicht nur in botanischer Hinsicht, sondern auch mit Blick auf ökologische Standards bei den Bauten.

Offensichtlich sind mit dem Zuschlag des IOC für die Ausrichtung der Olympischen Spiele aber auch auf einem anderen Gebiet weit reichende Hoffnungen und Erwartungen geweckt worden: China sollte sich im Laufe der Vorbereitungen auf dieses Ereignis zum Positiven (aus westlicher Sicht) verändern. Häufig stützen sich solche Hoffnungen auf die Erfahrung der Sommerspiele im Jahr 1988 in Seoul, als Südkorea einen Öffnungsschub erlebte. China selbst hat dieser optimistischen Interpretation in gewisser Weise Vorschub geleistet, indem einer der Hauptverantwortlichen für die Organisation der Spiele in Peking, Vize-Bürgermeister Liu Jingmin, nach der Entscheidung des IOC für Peking erklärte, dies werde der Entwicklung der Demokratie und den Menschenrechten in China zugute kommen. Kritiker Chinas dagegen glaubten von vornherein nicht an eine solche Veränderung, sondern sahen die Gefahr, dass die chinesische Führung durch die Olympischen Spiele zusätzliche internationale Legitimation erhält. Sie zogen Parallelen zwischen Peking 2008 und Berlin 1936.

Durch die Ereignisse in Tibet im März 2008 hat sich die Debatte mittlerweile zugespitzt und massiv emotionalisiert. Die Zeremonie in Athen und der olympische Fackellauf wurden durch anti-chinesische Demonstrationen gestört, letzterer musste sogar abgebrochen, unterbrochen, umgeleitet und verkürzt werden. Offenbar symbolisiert die Fackel aus Sicht der Demonstranten nicht mehr die olympische Idee, sondern sie steht für das Regime in Peking, das durch sein Vorgehen gegen demonstrierende Tibeter einmal mehr sein wahres Gesicht gezeigt hat. Mittlerweile scheinen die Hoffnungen auf eine Wiederholung von Seoul 1988 zerstoßen; der ebenso verfehlte Vergleich mit Berlin 1936 ist zum vorherrschenden Bild geworden.

Einen ersten Höhepunkt erlebten Kundgebungen, Demonstrationen und Medienaufmerksamkeit bereits ein Jahr vor Eröffnung der Spiele am 8. August 2007, als verschie-

dene Gruppen in China demonstrierten: Reporter ohne Grenzen, eine internationale NGO, die sich für Meinungs- und Pressefreiheit einsetzt, entrollte ein Spruchband auf einer Brücke in Peking, eine andere Gruppierung demonstrierte an der Großen Mauer für ein freies Tibet, und eine Gruppe chinesischer Intellektueller und Aktivisten stellte in einem offenen Brief an die oberste politische Führung Chinas einen Katalog mit Forderungen im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen zusammen, wie zum Beispiel eine Amnestie für chinesische Dissidenten im Ausland, damit diese zu den Spielen nach Peking reisen können, mehr Rechte und Sicherheit für die Wanderarbeiter, die mit dem Bau der Sportstätten betraut sind, sowie die Einsetzung eines Bürgergremiums zur Aufsicht über die Finanzausgaben im Zusammenhang mit den Spielen.<sup>1</sup>

Spätestens zu diesem Zeitpunkt muss der Führung klar geworden sein, dass die Spiele eine ideale Plattform dafür bieten, die in- und ausländische Aufmerksamkeit auf Missstände in China zu richten, seien es nun Menschenrechtsverletzungen, fehlende Rechtsstaatlichkeit oder Korruption. Die Sicherheitsprobleme, die sich vor und während der Spiele stellen, wurden damit ebenfalls augenfällig: Es könnten terroristische Anschläge drohen, oder unerwünschte Personen, wie zum Beispiel Anhänger der in China verbotenen Sekte *Falun Gong*, könnten versuchen, einzureisen und die Spiele zu stören. Auch das Unruhepotential in China selbst ist hoch: Wanderarbeiter, deren Unterkünfte abgerissen wurden, von ihrem Boden vertriebene Bauern, die als Bittsteller in Peking Gerechtigkeit suchen, und andere Gruppen in der Bevölkerung machen ihrem Unmut zum Teil Luft – nach offiziellen Angaben des Ministeriums für öffentliche Sicherheit in China finden im ganzen Land jährlich circa 80 000 (2005: 87 000) kleinere und größere Protestaktionen statt.

Aber auch zur Erledigung der konkreten Aufgaben, die von Peking im Vorfeld der Spiele zu bewältigen waren, wurden Mittel

<sup>1</sup> Vgl. die deutsche Fassung des Briefes auf der Webseite der Chinese Human Rights Defenders, „Eine Welt, ein Traum“ und allgemeine Menschenrechte, in: [http://crd-net.org/Article/Class9/class97/200710/20071023031940\\_6077.html](http://crd-net.org/Article/Class9/class97/200710/20071023031940_6077.html) (7. 5. 2008).

eingesetzt, die im Ausland Kritik hervorriefen, wie beispielsweise die Zwangsräumung von Wohnungen in Peking, um unter anderem Platz für neue Straßen und den Ausbau der U-Bahn zu machen. Die Umgesiedelten, über deren Zahl die Angaben erheblich schwanken, wurden teilweise gut entschädigt, teilweise offenbar nicht oder nicht ausreichend.<sup>12</sup> Das Heer der Wanderarbeiter, die den Hauptteil der Bauarbeiten im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen verrichten, wird gegenüber der Stadtbevölkerung durch verschiedene Maßnahmen benachteiligt. Insbesondere sind sie üblicherweise ohne Sozial-, Arbeitslosen- oder Krankenversicherung, und ihre Kinder haben kein Anrecht auf Zulassung in den Schulen. Bittsteller, die nach Peking gekommen sind, um durch Petitionen zu ihrem Recht zu kommen, und andere „unliebsame Elemente“ wie Bettler, werden aus der Stadt entfernt; die Einreise von bekannten china-kritischen bzw. -feindlichen Personen, wie Anhänger von *Falun Gong*, soll durch Aufstellung einer „Schwarzen Liste“ und durch striktere Handhabung von Visumvorschriften möglichst verhindert werden. In den Landesteilen, in denen Tibeter demonstriert haben, wird versucht, möglichst schnell „Ruhe und Ordnung“ wiederherzustellen – unter anderem durch eine Erziehungskampagne. Die hier zum Einsatz kommenden Mittel rufen im Westen Kritik hervor und bieten weitere Anlässe für Boykottforderungen.

Die chinesische Führung befindet sich im Dilemma, denn ihre Vorstellung von perfekten Olympischen Spielen lassen solche Maßnahmen in ihren Augen notwendig und gerechtfertigt erscheinen. Die Kritik von außen (und teilweise von innen, wie im oben erwähnten offenen Brief) kann China nicht von seinem Weg abringen. Es kann aber auch nicht den Erwartungen gerecht werden, die im Zusammenhang mit den Spielen an sie herangetragen werden. Ein positiver Schritt war

<sup>12</sup> Nach Angaben der chinesischen Seite sind 40 000 Menschen in Peking insgesamt umgesiedelt worden, davon 2000 für Olympiabauten (so der Direktor der Pekinger Baukommission) – Kompensation sei ausreichend gewährt worden, neue Wohnungen zur Verfügung gestellt. Dagegen gibt das Center on Housing Rights and Evictions (COHRE) in Genf die Zahl wesentlich höher an: 13 000 monatlich, bis zu 1,5 Millionen insgesamt im Zusammenhang mit den Spielen. Vgl. Associated Press, 5. 12. 2007.

das Inkrafttreten von neuen Vorschriften für die Arbeit ausländischer Journalisten in China am 1. Januar 2007. Die Regeln sahen vor, dass ausländische Medienvertreter sich frei in ganz China bewegen und ohne vorherige Genehmigung durch die Behörden Interviews führen können. Ihre Geltungsdauer sollte zwar auf den Zeitraum bis zum Abschluss der Olympischen Spiele begrenzt sein, jedoch gab es Andeutungen aus offiziellen Kreisen, dass sie in Kraft bleiben könnten, wenn sie sich bewähren. Im Westen, insbesondere in Europa und den USA, wurden die verbesserten Arbeitsbedingungen zwar begrüßt, jedoch erschienen auch umgehend Artikel, die ihre zeitliche Beschränkung kritisierten sowie die Tatsache, dass die chinesischen Kollegen nicht in ihren Genuss kommen sollten. Aus chinesischer Sicht konnte dies so interpretiert werden, dass durch Zugeständnisse lediglich neue Forderungen erzeugt werden. Ähnlich war die Erfahrung mit den Konflikten um Sudan (Darfur) und Birma/Myanmar: China ernannte für Darfur im Frühjahr 2007 einen Sonderbeauftragten, der sich in Khartum für die Zulassung einer UN-Friedenstruppe einsetzte, und es erwirkte nach den Unruhen und Protesten der Mönche in Birma, dass der Sonderbeauftragte des UN-Generalsekretärs in das Land reisen konnte. Aber die Kritik an Chinas außenpolitischem Verhalten – der Unterstützung für autoritäre Regime trotz massiver Menschenrechtsverletzungen – verstummte nicht. Das Wort von der „Genozidolympiade“, mit dem China praktisch für die Situation in Darfur verantwortlich gemacht wurde, macht weiterhin die Runde.

## Veränderungen durch Olympia

Eine ganze Reihe von Veränderungen haben im Vorfeld der Olympischen Spiele bereits stattgefunden – lokal, national und außenpolitisch. Einige davon werden nachhaltig sein, andere nicht oder nur vielleicht, einige sind als ungeschränkt positiv zu werten, andere nur bedingt. Veränderungen hat es auch bereits – durch die intensive Berichterstattung – in der Perzeption Chinas im Ausland gegeben, und umgekehrt haben die Proteste und Demonstrationen während des Fackellaufes, zum Beispiel in London, Paris und San Francisco, auch Auswirkungen auf die Wahrnehmung Europas und der USA in China. Ziem-

lich klar dürfte sein, dass Peking seine Politik und Haltung nicht ändern wird, sofern es um Fragen geht, bei denen die Führung nationale Kerninteressen berührt sieht. Nationale Souveränität und territoriale Integrität Chinas betreffen nicht nur Tibet, sondern auch die Nordwestregion Xinjiang, die mehrheitlich von muslimischen Uiguren bewohnt wird, und natürlich die Insel Taiwan. Seine grundsätzlichen Ansprüche wird China um der Spiele willen sicher nicht wesentlich abschwächen.

Die finanziellen Aufwendungen, die im Zusammenhang mit den Spielen getätigt wurden und werden, sind enorm – allein die Kosten für das neue Sportstadion („Vogelnešt“) werden mit 350 Millionen Euro angegeben. Inwieweit die getätigten Investitionen eine nachhaltige Verbesserung der Lebensqualität in Peking zur Folge haben, kann derzeit noch nicht für jeden Bereich mit Sicherheit gesagt werden. Fest steht bereits als positives Ergebnis der Spiele, dass die neu gebaute Verkehrsinfrastruktur eine Entlastung bringt. Dies gilt für das bereits in Betrieb genommene Terminal 3 des Pekinger Flughafens, vor allem aber für die neuen U-Bahn-Linien, die gebaut wurden. Diese bedeuten einen erheblichen Fortschritt angesichts der mittlerweile fast unerträglichen Verkehrssituation in Peking. Bislang waren nur wenige Stadtteile mit der U-Bahn erreichbar.

Während der Spiele sind auch Fahrbeschränkungen für Autos geplant, um das (übliche) Verkehrschaos zumindest zu vermindern. Ähnliches wurde bereits beim China-Afrika-Gipfel im November 2006 – und bei anderen Gelegenheiten auch in anderen Städten – mehr oder weniger erfolgreich getestet. Diese Maßnahme kann vielleicht einen relativ reibungslosen Verkehrsfluss gewährleisten, möglicherweise auch einen Beitrag zur Verbesserung der Luftqualität leisten. Aber nach den Spielen werden diese Beschränkungen nicht mehr gelten. Pekings Verkehrsprobleme werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach eher noch verstärken, denn der Besitz eines Autos gilt als Statussymbol, und die Stadtregierung von Peking hat – im Unterschied beispielsweise zu Schanghai – bislang keine finanziellen Anreize geschaffen, um auf die Anschaffung eines Privat-PKW's zu verzichten (zum Beispiel über die Anmeldegebühr). Ob die Qualität der Luft in Peking nachhaltig

verbessert werden kann, ist unklar – viele Beobachter bezweifeln sogar, dass für die Spiele selbst eine Verbesserung erreicht werden kann.

Was den gesamten Bereich der Menschenrechte anbelangt, so fällt die Bilanz gemischt aus. Dass China für die Olympischen Spiele sämtliche Missstände beseitigt und für den umfassenden Schutz der Menschenrechte sorgt, konnte ohnehin niemand erwarten. Die Entwicklungen in diesem Bereich verlaufen in China nicht gradlinig und schon gar nicht schnell – jedenfalls nicht so schnell, wie dies im Westen gefordert wird. In den vergangenen Jahren gab es einige Fortschritte, die aber nicht unbedingt mit den Olympischen Spielen zusammenhängen. Der wichtigste ist das neue Arbeitsgesetz, das am 1. Januar 2008 in Kraft trat und das deutlich mehr Schutz für die Arbeiter, einschließlich der Migranten, vorsieht. Hier wird es davon abhängen, wie weit die neuen Regelungen tatsächlich auch zur Anwendung kommen. Ein weiterer, gerade aus europäischer Sicht wesentlicher Punkt betrifft die Todesstrafe, die in China für zahlreiche Vergehen verhängt wird, wobei auch die Prozessführung (Rechte der Verteidigung etc.) und das mangelhafte Berufungsrecht im Zentrum westlicher Kritik stehen. Seit 2007 müssen Todesurteile wieder vom Obersten Gericht bestätigt werden, was offenbar zu einem Rückgang der Todesurteile und Hinrichtungen geführt hat.<sup>13</sup>

Eine Reihe von Restriktionen, die im Vorfeld der Spiele eingeführt wurden, wie beispielsweise Einschränkungen bei der Visumsvergabe, wird möglicherweise wieder fallen, wenn die Spiele erst einmal vorüber sind. Dies gilt auch für die schärferen Kontrollen für Flüge nach China. Es geht den Veranstaltern hier zum Teil auch um legitime Sicherheitsanliegen und nicht in jedem Fall um repressive Maßnahmen. Das amerikanische Außenministerium hat am 25. April 2008 wegen der Gefahr terroristischer Anschläge eine Reisewarnung für die Olympischen Spiele erlassen, die bis Ende Oktober gelten soll.

Was außenpolitische Aktivitäten mit Blick auf Sudan und Birma anbelangt, so wird sich

<sup>13</sup> Es gibt allerdings nach wie vor nur Schätzungen über die Zahl der Todesurteile, da die chinesische Seite keine Angaben dazu veröffentlicht.



## Implikationen: Szenarien für das post-olympische China

China voraussichtlich weiter engagieren, allerdings von der bisherigen Vorsicht und ablehnenden Haltung gegenüber Sanktionen durch die Vereinten Nationen nicht abgehen. Auch in diesen beiden Fällen stellt sich die Frage, welche Rolle die Olympischen Spiele tatsächlich für Chinas Engagement gespielt haben. Denn Peking hat in den vergangenen zwanzig Jahren in seiner Haltung zur internationalen Ordnung und zu Friedenseinsätzen der Vereinten Nationen einen Wandel von Ablehnung über Duldung hin zu aktiver Unterstützung durchlaufen und stellt mittlerweile von den fünf Ständigen Mitgliedern des Sicherheitsrates die meisten Truppen, häufig Techniker und medizinisches Personal, bei UN-mandatierten Einsätzen weltweit.

Sehr viel schwieriger zu beurteilen sind die längerfristigen Wirkungen der gewandelten Wahrnehmung auf westlicher und auf chinesischer Seite. In Europa war die Medienberichterstattung zuletzt schon überwiegend negativ geprägt: Nachdem bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts vor allem die wirtschaftlichen Reformfolge gepriesen und die Menschenrechtsverletzungen kritisiert wurden, erschienen seit 2004/05 gehäuft Artikel, die den Aufstieg Chinas zur Weltmacht, die Schattenseite der chinesischen Modernisierung (Energie- und Ressourcenhungern, Umweltzerstörung) und die Herausforderung westlicher Wettbewerbsfähigkeit und westlicher Werte durch China zum Thema hatten. Insofern trafen die Berichte über die Proteste der Tibeter und Chinas Umgang damit auf einen gut vorbereiteten Boden. Können die Olympischen Spiele in Peking diesem Negativimage, das sich mittlerweile zumindest in Europa verstärkt hat, das positive Bild eines modernen, weltoffenen und toleranten Landes entgegenstellen? Die chinesische Reaktion auf die westliche Kritik an seiner Tibet-Politik und die anti-chinesischen (und pro-tibetischen) Proteste am Rande des Fackellaufes bestand von offizieller Seite in der Zurückweisung jeder Einmischung in innere Angelegenheiten und Gegendarstellungen zu den teilweise wirklich verzerrten westlichen Berichten. Bei einem Teil der Bevölkerung kam es zu einer nationalistischen Gegenreaktion, die sich insbesondere im Internet Luft machte, aber auch beispielsweise in Boykottaktionen gegen die französische Ladenkette Carrefour.

Das Jahr 2008, in dem China mit den Olympischen Spielen die Erfolge von dreißig Jahren Reform- und Öffnungspolitik feiern wollte, erwies sich von Beginn an als ein sehr schwieriges: Schneekatastrophen zum chinesischen Neujahr, die höchste Inflation seit Jahren, gewaltsame Demonstrationen in Tibet, der Ausbruch einer bei Kindern tödlich verlaufenden Viruserkrankung und ein schweres Erdbeben im Südwesten des Landes. Die Vorzeichen deuten nicht unbedingt auf Spiele, die der Vision von „eine Welt, ein Traum“ entsprechen. David Shambaugh hat in einem Artikel in der „International Herald Tribune“ zwischen zwei Arten von Nationalismus in China unterschieden und die Frage gestellt, welche dieser beiden Varianten während der Spiele zum Vorschein kommen wird: ein engstirniger, xenophober, defensiver Nationalismus, der sich aus Chinas historischer Erfahrung der Erniedrigung durch die westlichen Kolonialmächte („Jahrhundert der Erniedrigung“) speist, oder ein selbstbewusster und kosmopolitischer, der stolz auf die in den vergangenen dreißig Jahren erreichten Fortschritte ist.<sup>14</sup> Die Antwort wird davon abhängen, wie es im Vorfeld der Spiele weitergeht, und vor allem natürlich davon, wie die Spiele selbst ablaufen werden. Es ist beispielsweise durchaus vorstellbar, dass die Kombination von einigen Demonstranten, etwa Anhängern der in China verbotenen Sekte *Falun Gong*, Ordnungskräften und internationalen Fernsehkameras zu einem Desaster eskaliert. Gelegenheiten und mögliche Auslöser für Zwischenfälle gibt es mehr als genug.

Neben der Variante einigermaßen erfolgreicher Spiele mit „normalen“ Pannen sind im Wesentlichen zwei extremere Szenarien denkbar: erstens, die Olympischen Spiele werden tatsächlich noch zu dem von Peking erhofften großartigen Erfolg. Dies könnte entweder dazu führen, dass die Führung an Selbstsicherheit gewinnt und zum Beispiel weitere Lockerungen bezüglich Medienfreiheit einräumt bzw. solche weiter gelten lässt. Es ist aber auch denkbar, dass der dadurch

<sup>14</sup> Vgl. David Shambaugh, China's competing nationalisms, in: International Herald Tribune vom 5. 5. 2008.

ausgelöste Schub an Selbstbewusstsein China zu einem noch schwierigeren Partner macht, der sich Kritik von außen verbittet und international weniger zur Kooperation bereit ist. Zweitens, sollten die Spiele von einzelnen westlichen Staaten boykottiert werden oder zu einem PR-Desaster für China werden, dann wäre dies für die chinesische Führung (und einen Teil der Bevölkerung) nicht nur eine gewaltige Enttäuschung, sondern könnte zur Folge haben, dass man sich in dem Verdacht bestätigt sieht, die westlichen Industrienationen (im Bunde mit ihren Medien) wollten China an seinem Aufstieg und Modernisierungserfolg hindern. Eine solche Interpretation klang im Zusammenhang mit der Störung des Fackellaufes und den Boykottandrohungen schon an. Wie die chinesische Führung damit dann umgeht, wird wesentlich davon abhängen, wie zum einen die eigene Bevölkerung – insbesondere in den urbanen Zentren – auf einen solchen Misserfolg reagiert und welche Signale zum anderen von außen (und nicht nur vom Westen!) kommen. Es ist nicht auszuschließen, dass die chinesische Führung dann durch eine harte Haltung oder gar einen riskanteren Kurs nach außen versucht, Legitimität nach innen wiederzugewinnen.

Helmut Digel

## Chinas Nutzen aus den Olympischen Spielen

Die Frage nach der Wirkung Olympischer Spiele kann auf eine lange Tradition verweisen, und sie hat eine verwirrende Vielfalt an Antworten hervorgebracht. Aus Anlass der XXIX. Olympischen Spiele in Peking in diesem Jahr wird diese Frage erneut gestellt und es bleibt abzuwarten, welche Bilanz nach dem Abschluss der Spiele zu ziehen ist.

Die Geschichte der modernen Olympischen Spiele kann als eine Erfolgsgeschichte beschrieben werden. Immer mehr Athleten in immer mehr Sportarten nehmen an ihnen teil, das welt-

**Helmut Digel**

Dr. phil., geb. 1944; Councilmitglied des Leichtathletik-Weltverbandes IAAF; Professor an der Universität Tübingen, Institut für Sportwissenschaft, Wilhelmstraße 124, 72074 Tübingen. [helmut.digel@uni-tuebingen.de](mailto:helmut.digel@uni-tuebingen.de)

weite Interesse ist kontinuierlich gewachsen, der Zuschlag für die Ausrichtung der Spiele ist für fast alle großen Industrienationen zu einem Objekt der Begierde geworden, und ganz offensichtlich lassen sich mit ihnen auch beträchtliche ökonomische Gewinne erzielen. Bei einer etwas genaueren Betrachtung ist jedoch zu erkennen, dass die Spiele für die Gastgeber nicht immer nur erfolgreich waren. Vielmehr muss aus heutiger Sicht mancher Ausrichter als Verlierer bezeichnet werden. Als äußerst erfolgreiche Ausrichter gelten die Städte Tokio, München, Los Angeles und Seoul. Die Spiele in Japan im Jahre 1964 werden mit dem ökonomischen *take off* des Landes in Verbindung gebracht. 1972 in München präsentierte sich der internationalen Öffentlichkeit ein neues, weltoffenes Deutschland mit vorbildlichen Sportstätten und wegweisender Infrastruktur. Die Spiele von Los Angeles 1984 zeichneten sich durch das Merkmal des *money turn over* aus – erstmals konnten erhebliche Gewinne erzielt werden. Mit den Spielen in Korea 1988 wird der Transformationsprozess einer Gesell-



euro|topics

[www.eurotopics.net](http://www.eurotopics.net)

schaft hin zu einer parlamentarischen Demokratie verbunden. Einer derartigen Erfolgsbilanz stehen jedoch die Spiele von Montreal 1976, Sydney 2000 und Athen 2004 gegenüber. In Montreal kam die ökonomische Bilanz des Gastgebers beinahe einer Katastrophe gleich, Sydney beklagte trotz atmosphärisch erfolgreicher Spiele eine unzureichende Kostendeckung und konnte die Nachhaltigkeit der Sportstätten nicht sichern, und in Athen sind die mit der Ausrichtung verbundenen Folgekosten bis heute ungelöst.

Es stellt sich daher die Frage, inwiefern sich die hohen Erwartungen, welche die chinesische Gesellschaft an die Ausrichtung der Spiele richtet, tatsächlich erfüllen lassen. Das Jahr 2008 hat dabei keineswegs so begonnen, wie es sich die politische Führung des Landes gewünscht hat. Winterstürme haben große Teile der chinesischen Wirtschaft über mehrere Wochen lahmgelegt, und die Aufstände in Tibet haben China international isoliert. Die wirtschaftliche Entwicklung weist gefährliche Alarmsignale auf. Die Inflationsrate steigt, und der Immobilienmarkt wurde nachhaltig erschüttert. Die Energieknappheit belastet die aktuelle und weitere Entwicklung. Trotz dieser eher widrigen Ausgangsbedingungen gehen internationale Experten, nicht zuletzt aber auch die Chinesen selbst davon aus, dass die Olympischen Spiele in Peking alle Erwartungen erfüllen können, die sowohl das Internationale Olympische Komitee (IOC) als auch der Gastgeber mit diesen Spielen verbinden.

Will man diese Erwartungen auf den Prüfstand stellen, so können die grundsätzlichen Fragen nach der gesellschaftspolitischen und ökonomischen Bedeutung sportlicher Großveranstaltungen eine weiterführende Hilfe sein. Hierzu gibt es eine Vielzahl von Studien, in denen diese Zusammenhänge mehr oder weniger systematisch und genau untersucht wurden.<sup>1</sup> Die diesbezüglich vorgelegten em-

<sup>1</sup> Vgl. u. a. Jean-Jacques Gouguet, *Economic Impact of Sporting Events: What Has to be Measured?*, in: Carlos P. Barros/Muradali Ibrahim/Stefan Szymanski (eds.), *Transatlantic Sport: The Comparative Economics of North American and European Sports*, Cheltenham 2002, S. 152–170; Markus Kurscheidt, *The World Cup*, in: Wladimir Andreff/Stefan Szymanski (eds.), *Handbook on the Economics of Sport*, Cheltenham 2006, S. 197–213; Claude Jeanrenaud (ed.), *The Economic Impact of Sport Events*, Neuchâtel 1999; Wolfgang Maennig/Stefan du Plessis, *World Cup*

pirischen Befunde sind widersprüchlich, die Schlüsse der meisten Auftragsforschungsarbeiten fragwürdig. Dennoch lassen sich in Bezug auf die Frage nach dem Nutzen der Olympischen Spiele in Peking mehrere Wirkungsfelder unterscheiden, die für eine Antwort herangezogen werden können.

## Psychologische, soziale und kommunikative Effekte

Olympische Spiele haben zunächst und vor allem einen Wert an sich. Finden sie statt, so sind sie ein besonderes Ereignis, bei dem die Menschen positive Gefühle, eine lebensbejahende Einstellung, die Erwartung von etwas Besonderem, Geselligkeit und Kommunikation in den Mittelpunkt ihrer Interessen stellen. Die Menschen bilanzieren die Tage des olympischen Sports, bei denen sie anwesend sein können, als Tage des Glücks, als Ausgleich für Belastungen, denen sie im Arbeitsalltag ausgesetzt sind. Olympische Spiele können somit eine besondere psychologische Qualität aufweisen. In der Lebenswelt der Individuen und für die Biographie von Menschen können sie interessante Zäsuren darstellen, die für die Betroffenen viel bedeuten. Diese Wirkung werden die Spiele von Peking für viele Chinesen haben, bei denen ein ausgeprägtes nationales Bewusstsein ein idealer Nährboden für diese Wirkung sein wird. Diese psychologische Qualität der Spiele wird sich aber auch bei den Athleten selbst, den Funktionären, den Trainern, den internationalen Gästen und bei der internationalen Zuschauerschaft zeigen. Dabei kann durchaus von einer massenhaften Wirkung gesprochen werden. In Sydney und in Athen besuchten 7,6 bzw. 5,3 Millionen Zuschauer die Wettkämpfe vor Ort. Vor dem Bildschirm wurden die Spiele von Sydney und Athen weltweit von 36,1 bzw. 34,4 Milliarden Menschen verfolgt.<sup>2</sup> Für die Spiele von Peking werden 40 Milliarden TV-Zuschauer prognostiziert.

2010: *South African Economic Perspectives and Policy Challenges Informed by the Experience of Germany 2006*, in: *Contemporary Economic Policy*, 25 (2007) 4, S. 578–590; Holger Preuß, *Ökonomische Implikationen der Ausrichtung Olympischer Spiele von München 1972 bis Atlanta 1996*, Kassel 1999.

<sup>2</sup> Vgl. IOC, *Olympic Marketing Fact File 2008*, Lausanne 2008.

Olympische Spiele sind immer auch soziale Ereignisse, sie sind Anlass zur Begegnung, zur Identifikation, zur Freude mit Anderen und über Andere. Sie können aber auch Anlass zu Ärger und Frustration sein. Durch die Olympischen Spiele wird man aus einem häufig allzu verplanten Alltag in eine relativ situationsoffene neue Realität geführt. Vertrautes und Fremdes begegnen einem dabei gleichermaßen. Man ist mit Freunden und Bekannten zusammen, setzt sich aber auch mit Unbekanntem und Fremdem auseinander. Dies gilt für die aktive wie passive Beteiligung gleichermaßen. Obgleich der Zuschauer nur passiv an den Spielen teilnimmt, ermöglicht diese Teilnahme aktives Engagement. Die private Kommunikation über das Ereignis wird vielen Menschen zum zentralen Unterhaltungsinhalt. Das Mitredenkönnen versetzt sie in die Rolle des Experten, des Fans oder des Ehrengastes. Diese Wirkung werden die Spiele von Peking vor allem für große Teile der chinesischen Gesellschaft haben. Wobei sich für sie die positive soziale Qualität nicht nur auf die Kommunikation untereinander beschränkt: Seit der Vergabe der Spiele im Jahr 2001 lässt sich in China und insbesondere in den Großstädten Chinas eine Internationalisierung der Bevölkerung beobachten. Die Schulungsprogramme des Personals und der rund 70 000 Freiwilligen der Olympischen Spiele – weitere ca. 400 000 Freiwillige werden im Großraum Peking eingesetzt<sup>3</sup> – haben die Fremdsprachenkenntnisse und damit die Verständigungsmöglichkeiten vieler Chinesen erweitert. Ihr Wissen über die Welt außerhalb Chinas hat sich verändert, ihre Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit fremden Kulturen erhöht. Die soziale Qualität der Spiele zeigt sich auch im olympischen Dorf und in den wissenschaftlichen, kulturellen, musikalischen und künstlerischen Veranstaltungen, die aus Anlass der Olympischen Spiele stattfinden. Hier eröffnen sich Möglichkeiten zur internationalen Begegnung, wie sie nur bei Olympischen Spielen gegeben sind.

Weiterhin sind Olympische Spiele Anlass zur öffentlichen Kommunikation. Der olym-

pische Sport bietet spektakuläre Leistungen, über die zu sprechen ist, die in Wort und Bild zu zeigen sind: nicht nur in der Region, sondern vor allem global. Auf der ganzen Welt wird über sie gesprochen, kein anderes Kulturgut drängt so sehr zur öffentlichen und medialen Darstellung wie die Olympischen Spiele. Ein besonderes Merkmal der Spiele ist deshalb die Multiplikation der Kommunikation. Dies bedeutet aber immer auch, dass nicht nur über die Olympischen Spiele gesprochen wird, sondern auch über den Ort, an dem sie stattfinden. Bilder von Peking und China werden um die Welt gehen. Land und Leute werden dargestellt, Kultur, Kunst und Musik des Gastgeberlandes werden Milliarden von TV-Zuschauern zugänglich gemacht. Die Olympischen Spiele ermöglichen auf diese Weise einen positiven Imagetransfer, wie dies in der Welt der Kommunikation sonst kaum anzutreffen ist. Die kommunikative Reichweite der Fernsehübertragungen und der verschiedenen Internetbotschaften von den Spielen in Peking wird so groß sein wie noch nie.

## Ökonomische Auswirkungen

Bei Olympischen Spielen werden Leistungen von Athletinnen und Athleten als Ware auf dem Markt der Unterhaltungsindustrie offeriert; dies gilt auch dann, wenn bei den Spielen selbst keine Antrittsprämien oder Preisgelder ausgelobt werden. Nur weil die Zuschauer spektakuläre Leistungen erwarten, sind sie bereit, hohe Eintrittspreise zu bezahlen. Sind die sportlichen Leistungen der Athleten herausragend, können große Gewinne mit ihnen erzielt werden. Sind sie mittelmäßig, muss schnell mit wirtschaftlichen Einbußen gerechnet werden. Olympische Spiele sind aber nicht nur Markt-, sie sind auch Konsumereignisse. Dabei konsumieren die Zuschauer vor Ort in gleicher Weise wie jene, welche die Olympischen Spiele in der ganzen Welt über einen Bildschirm oder über das Internet verfolgen. Immer mehr Anschlussindustrien lassen sich im Zusammenhang mit Olympischen Spielen beobachten: Die Gastronomie, das Tourismus- und Übernachtungsgewerbe, Verkehrsbetriebe und viele weitere Unternehmen profitieren von der Veranstaltung der Spiele ebenso wie der Staat, der von den höheren Steuereinnahmen profitiert.

<sup>3</sup> The Beijing Organizing Committee for the Games of the XXIX Olympiad (BOCOG), Registration of Games-time Volunteers winds up, in: <http://en.beijing2008.cn/volunteers/news/latest/n214290309.shtml> (28. 4. 2008).

Ökonomisch bedeutsam können auch die Partnerschaften sein, die einzelne Wirtschaftsunternehmen mit den Veranstaltern der Olympischen Spiele eingehen. So kann das Organisationskomitee der Olympischen Spiele in Peking (BOCOG) nach eigenen Angaben dank seiner Verträge mit Partnern, Sponsoren und Lieferanten mit einem Gewinn in Höhe von mindestens 16 Millionen US-Dollar rechnen. Experten vermuten allerdings, dass sogar der Überschuss der Spiele von Los Angeles 1984 (224 Millionen US-Dollar) übertroffen werden kann. Allein durch Sponsoringverträge weist das BOCOG Einnahmen in Höhe von mehr als einer Milliarde US-Dollar auf.<sup>14</sup> Insgesamt gehen Experten für den Zeitraum der 16 vorolympischen Monate (inklusive der Spiele selbst) von rund fünf Milliarden US-Dollar Werbeeinnahmen aus.<sup>15</sup>

In besonderer Weise dürften deshalb diejenigen Unternehmen von den Spielen profitieren, die sich als Partner des BOCOG privilegierte Kommunikationsmöglichkeiten in China gesichert haben. Sie können die Peking-Spiele mit Hilfe der Medien zu Sichtbarkeit, Attraktivität, und positivem Imagetransfer nutzen. Die elf Partnerfirmen zahlen hierfür jeweils zwischen 40 und 100 Millionen US-Dollar, die zehn Sponsoren jeweils zwischen 20 und 30 Millionen US-Dollar. Insbesondere ausländische Firmen können sich damit in China eine herausgehobene Wahrnehmung und einen erleichterten Marktzugang sichern. Ferner profitiert das BOCOG nicht unwesentlich von den Verkaufserlösen der Marketing- und Fernsehrechte durch das IOC. Beispielsweise zahlen die zwölf Top-Sponsoren des IOC für den Zeitraum von 2005 bis 2008 (Spiele in Turin und Peking) 866 Millionen US-Dollar an das IOC – das die Hälfte davon an das BOCOG weitergibt.<sup>16</sup> Von den Erlösen aus Fernsehrechten in Höhe von 1,737 Milliarden US-Dollar erhält das BOCOG 49 Prozent vom IOC zugeteilt.<sup>17</sup> Des Weiteren kann mit Effekten für die chinesische Wirtschaft im weitesten Sinne

<sup>14</sup> Vgl. Roland Karle, Die Firma mit den goldenen Ringen, in: *Horizont Sport Business*, (2008) 1, S. 8–11.

<sup>15</sup> Vgl. Zhang Dan, The olympic effect?, in: *SportBusiness*, 132 (2008) 3, S. 62 f.

<sup>16</sup> 40 Prozent gehen an die internationalen Fachverbände, 10 Prozent verbleiben beim IOC. Vgl. IOC (Anm. 2).

<sup>17</sup> Vgl. ebd.

gerechnet werden. Diese kann auf ein jahrelanges Wachstum zurückblicken, wobei die Vergabe der Spiele nach Peking hierfür als ein wichtiger Katalysator gewirkt hat. Im Jahr 2007 erreichte Chinas Sportmarkt bereits ein Volumen von 40 Milliarden US-Dollar, die staatliche Sportlotterie wies einen Umsatz von drei Milliarden US-Dollar auf, und für 2008 wird eine Steigerung des Sportkonsums um 6,2 Milliarden US-Dollar erwartet. Der Sport wird in diesem Jahr seinen Anteil am BIP auf ein Prozent erhöhen. Aus der Sicht von Experten lässt dies noch einen erheblichen Wachstumsspielraum zu.<sup>18</sup>

Es sollte auch die Frage gestellt werden, wie sich der chinesische Sportmarkt nach den Spielen entwickeln wird. China wird im Medaillenspiegel der Olympischen Spiele in Peking eine entscheidende Rolle spielen, und ohne Zweifel werden die Olympischen Spiele als ein sportlicher, sozialer und kommerzieller Erfolg zu interpretieren sein. Dennoch scheint es nur begrenzte Möglichkeiten zu geben, diesen Erfolg in der Zukunft fortzuschreiben. Unter den chinesischen Erfolgssportarten sind nur Badminton und Tischtennis wirklich populär. Daneben ist noch der Basketballsport zu nennen, der seinen Erfolg vor allem dem chinesischen Spieler Yao Ming in der nordamerikanischen Profiliga NBA zu verdanken hat.<sup>19</sup> Eine Ausnahmerolle nimmt auch Liu Xiang ein, der als chinesische Ikone seine Erfolge in der Leichtathletik zu vermarkten weiß. Die Sportart selbst profitiert jedoch nicht davon. Dennoch verteten Marketingexperten die Meinung, dass China durch die Olympischen Spiele zukünftig auf ihrer Landkarte einen noch wichtigeren Platz einnehmen wird.

## Beschäftigungs- und strukturpolitische Effekte

Die Ausrichtung von Olympischen Spielen, das haben alle Spiele der Vergangenheit gezeigt, haben auch positive Auswirkungen auf

<sup>18</sup> Vgl. Z. Dan (Anm. 5).

<sup>19</sup> Mittlerweile hat sich Basketball in China zu einem Volkssport entwickelt: Laut einer jüngeren Untersuchung spielen 300 Millionen Chinesen Basketball, vier Fünftel aller Jugendlichen im Alter von 15 bis 24 Jahren bezeichnen sich als NBA-Fans. Mehr als 20 Prozent des gesamten Internetverkehrs auf der NBA-Homepage kommt heute aus China.

den Arbeitsmarkt. Nirgendwo wurde dies in den vergangenen Jahren so deutlich wie in Peking, da fast alle Sportstätten erst gebaut werden mussten. Peking wurde auf diese Weise zu einem Arbeitsplatz auf Zeit für Tausende von Wanderarbeitern. Zur Vorbereitung der chinesischen Olympiamannschaft wurde das Fachpersonal wesentlich erhöht, unter anderem auch mit vielen ausländischen Experten. Unter der Führung einer 57-köpfigen Zentrale kümmern sich derzeit mehr als 4000 Mitarbeiter in 30 Abteilungen um die strategische und operative Umsetzung der Spiele.<sup>10</sup> Die Beschäftigungseffekte von Olympischen Spielen sollten jedoch auch nicht überschätzt werden. Sie weisen einen Höhepunkt im zeitnahen Umfeld der Spiele selbst auf, erweisen sich aber in der weiteren Arbeitsmarktentwicklung meist als folgenlos.

Die wohl wichtigste Wirkung, die Olympische Spiele erzielen können, ist jene, die als strukturell zu bezeichnen ist. Mit der Abhaltung Olympischer Spiele entstehen strukturelle Effekte, die hilfreich für eine positive gesellschaftliche Entwicklung in dem jeweiligen Ausrichterland sein können. Dies gilt für die ständig benötigte Modernisierung der Infrastruktur gleichermaßen wie für die positive Beeinflussung mentaler und sozialer Strukturen in der Bevölkerung. In Bezug auf die Spiele von Peking ist der neue Flughafen, der Ausbau des Straßensystems, die Modernisierung der bestehenden Verkehrswege und Verkehrsmittel, der Neubau und die Modernisierung verschiedener Wohngebiete, neue Hotelanlagen, die ökologische Sanierung ganzer Stadtteile und die Bereitstellung neuer Freizeitstrukturen zu erwähnen.

In diesem Zusammenhang ist vor allem auch das durch die Spiele hervorgerufene neue Bewusstsein zugunsten eines aktiven Umweltschutzes zu erwähnen. Erste strukturpolitische Entscheidungen wurden bereits getroffen. Eine vorrangige Bedeutung nimmt das Umweltschutzprogramm ein, in dem die Reduktion der Verunreinigung durch Braunkohle, die Vermeidung der Verunreinigung durch PKW-Emissionen, die Reduktion der industriellen Luftverschmutzung und der Schutz der Trinkwasserversorgung höchste Priorität haben. Aber auch die Implementie-

rung und Entwicklung eines nationalen Sportgesundheitsprogramms und die nachhaltige Nutzung der olympischen Sportstätten wird besonders herausgestellt.<sup>11</sup>

## Stabilisierung des politischen Systems

Die Olympischen Spiele waren seit ihrer Neubegründung im Jahr 1896 nahezu immer auch mit verschiedenen negativen Erscheinungen verbunden. Zur Geschichte der Olympischen Spiele gehören deshalb auch Skandale, Missbrauch der olympischen Ideale, Boykott, Korruption und finanzieller Missbrauch, strafrechtliche Delikte und vor allem politischer Missbrauch der Spiele. Am ehesten verständlich ist dabei noch, dass die jeweiligen Ausrichterstädte und meist auch die damit verbundenen politischen Systeme versuchten, sich über die Spiele international positiv zu präsentieren. Die Ausrichtung der Spiele war deshalb immer mit dem Bemühen verbunden, einen möglichst optimalen politischen Nutzen zu erzielen. Ein solcher wird mit der Ausrichtung der Olympischen Spiele in Peking deshalb ebenfalls für die chinesische Führung zu bilanzieren sein.

Zunächst kann dabei vor allem die Kommunistische Partei (KP) ihren Nutzen aus den Spielen ziehen. Ungeachtet des Mehrparteiensystems ist die Staatsführung eng mit der KP verbunden, sie reklamiert für sich die politische Führungsrolle und damit auch das Recht auf autoritäre Lenkung des Staats. Die gesamte Veranstaltung ist somit an die autoritäre Führung Chinas gebunden, und die Spiele selbst werden von dieser Regierung personell, materiell und programmatisch maßgeblich beeinflusst. Auf diese Weise gelingt es Chinas Regierung, die Olympischen Spiele zur Demonstration chinesischer Leistungsfähigkeit zu nutzen. Daraus folgt eine interne Legitimationsfunktion gegenüber dem chinesischen Volk, denn Fortschritt und internationale Akzeptanz Chinas lassen sich als Leistung der Partei darstellen. Gleichzeitig gelingt es der Regierung, sich gegenüber der internationalen Staatengemeinschaft als moderner Partner zu präsentieren. Auf diese Weise resultiert für die Regierung eine Festigung ihres politischen Machtanspruchs nach

<sup>10</sup> Vgl. BOCOG, About us, in: <http://en.beijing2008.cn/47/66/column211716647.shtml> (15. 4. 2008).

<sup>11</sup> Vgl. BOCOG, Beijing 2008 Green Olympics: Progress v. Challenge, in: <http://en.beijing2008.cn/12/12/greenolympics.shtml> (15. 4. 2008).

innen und nach außen. Die Vorbereitung der Olympischen Spiele von Peking hat bereits deutlich gemacht, dass es zur Erreichung dieser Ziele für die chinesische KP kaum finanzielle Grenzen gibt und eine finanziell gewinnbringende Veranstaltung nicht oberste Priorität besitzt. Ganz gezielt wird darauf hingearbeitet, die weltweite Berichterstattung über die Spiele für einen positiven Image-transfer, zur internationalen Anerkennung und zu einer Demonstration von Stärke zu nutzen.

Eine wichtige politische Bedeutung der Spiele ist auch darin zu sehen, dass die Spiele selbst positive Effekte für die nationalen Sportverbände Chinas haben werden. Der Hochleistungssport erhält seit Jahren enorme finanzielle, materielle, personelle und programmatische Unterstützung seitens des chinesischen Staats mit dem Ziel, Grundlagen zu schaffen, dass die chinesischen Sportler bei den Spielen in Peking zu den drei erfolgreichsten Nationen zählen. Für 17 000 ausgewählte Kaderathleten wurden hohe Investitionen getätigt. Etwa 70 Millionen Euro wird China pro gewonnener Goldmedaille investiert haben. Dabei ist zu bedenken, dass vor der Vergabe der Spiele an Peking 2001 nur wenige olympische Sportarten im chinesischen Sport eine wichtige Rolle spielten. Inwieweit sich diese für den chinesischen Hochleistungssport positiven Effekte nach 2008 abschwächen, ist heute noch nicht abzusehen.

Vom gesellschaftlichen Bedeutungszuwachs des Hochleistungssports profitierte auch die chinesische Wissenschaft, insbesondere die Sportwissenschaft. Wissenschaftsdisziplinen, die Beiträge zum Erfolg chinesischer Sportler in olympischen Sportarten leisten können, werden als gesellschaftlich relevant wahrgenommen und entsprechend unterstützt.<sup>12</sup> Die Sportverbände profitieren von der gesteigerten Aufmerksamkeit der Staatsführung für den olympischen Sport, der bereits jetzt im Vergleich zur traditionellen chinesischen Bewegungskultur einen privilegierten Platz für sich beanspruchen kann. Über die finanzielle und personelle Unterstützung der Sportverbände und der Sportwissenschaft lässt sich nur spekulieren, genaue Zahlen wer-

<sup>12</sup> Vgl. Helmut Digel/Jia Miao/Andreas Utz, Hochleistungssport in China, Weilheim/Teck 2003.

den nicht veröffentlicht; erschwerend kommt hinzu, dass die Verbände und die Sportwissenschaft zwar formal selbständig, faktisch aber über Personalunion eng mit der staatlichen Generalverwaltung für Sport verbunden sind.<sup>13</sup> Es ist aber davon auszugehen, dass die staatlichen Fördermittel zu Gunsten des Hochleistungssports ungleich höher sind, als dies für Chinas sportliche Konkurrenten möglich wäre.

Mit Blick auf Peking, das neben Schanghai die wichtigste Provinz innerhalb des chinesischen Staatsgebildes darstellt und dabei eine Größe aufweist, die einem europäischen Mitgliedsland wie Spanien entspricht, lassen sich noch eine ganze Reihe weiterer politischer Nutzungseffekte erkennen. Im so genannten *Beijing Olympic Action Plan* werden äußerst detailliert die Politikfelder benannt, die mittels der Ausrichtung der Olympischen Spiele beeinflusst werden können; Programmpunkte sind zum Beispiel: Einführung eines Nationalen Sport- und Gesundheitsprogramms, Erhöhung des Lebensstandards der Pekinger Bevölkerung, Nachhaltige Nutzung der olympischen Sportstätten, Kontrolle der Umweltverschmutzung, Entwicklung und Management des öffentlichen Nahverkehrs und Schaffung eines positiven Umfelds für kulturellen Tourismus.<sup>14</sup>

## Resümee

Bei Betrachtung aller positiven Effekte, welche die diesjährigen Olympischen Spiele haben können, kann es eigentlich kaum überraschen, dass sich eine moderne Regionalpolitik heute meist durch das Bemühen auszeichnet, eine ausreichende Zahl sportlicher Großveranstaltungen in eine zukunftsorientierte Entwicklungsperspektive zu integrieren und möglichst langfristig an sich zu binden. Deshalb sind überall in der Welt immer mehr Städte bereit, sich mit enormem finanziellem Aufwand um Olympische Spiele zu bewerben. Seit den Olympischen Spielen von 1984 ist die Zahl der Bewerberstädte um die Ausrichtung Olympischer Sommerspiele kontinuierlich angestiegen, und die Investitionen, die bereits während der immer wichtiger wer-

<sup>13</sup> Vgl. ebd.

<sup>14</sup> Vgl. BOCOG, Beijing Olympic Action Plan, in: <http://en.beijing2008.cn/59/80/column211718059.shtml> (29. 4. 2008).

denden Bewerbungsphasen getätigt werden, sind in vielerlei Hinsicht ins Unermessliche gestiegen. Vergleichbares lässt sich auch für die Fußballweltmeisterschaften konstatieren. Aus der Sicht des IOC, der olympischen Sportarten oder aus der Sicht des Fußballsports ist diese Entwicklung als positiv zu bezeichnen. Aus der Sicht der Metropolregionen in den interessierten Ländern ist die sich abzeichnende Entwicklung jedoch nicht ohne Risiko. Dabei ist zu erkennen, dass die Risikobereitschaft von Region zu Region unterschiedlich ausgeprägt ist. Auch die Prioritäten werden bei der Einbindung in ein Gesamtkonzept der Regionalentwicklung äußerst unterschiedlich gesetzt. Die Veranstaltung von sportlichen Großereignissen, insbesondere auch von Olympischen Spielen, kann erhebliche Risiken in sich bergen. Das zeigt sich gerade in diesen Tagen in Bezug auf Peking 2008.

Misslungene Olympische Spiele und damit verbundene Verluste sind durchaus in den Bereich des Möglichen gerückt. Sportliche Großveranstaltungen im Allgemeinen und Olympische Spiele im Besonderen werden immer nur dann zu einem besonderen Erfolg, wenn der Identifikationsprozess sowohl der nationalen als auch der internationalen Zuschauer mit den sportlichen Wettkämpfen gelingt. Dazu gehört vor allem, dass sich die Zuschauerinnen und Zuschauer sowohl im Stadion als auch vor den Fernsehgeräten mit Athletinnen und Athleten identifizieren können. Auch in der globalisierten Welt wird die Identifikation dabei vorrangig nationale Merkmale aufweisen. Ist eine nationale Identifikation in Frage gestellt, ist mit rückläufigem Zuschauerinteresse zu rechnen. Der Identifikationsprozess der Zuschauer in sportlichen Wettkämpfen hängt aber auch von den Rahmenbedingungen der Spiele selbst ab. Erweisen sich diese im Vorfeld der Spiele selbst als konfliktrichtig, wird die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht vorrangig von sportlichen Wettkämpfen, sondern von dem mit Konflikten belasteten Umfeld in Anspruch genommen. Misslingt es der olympischen Bewegung, den friedenspolitischen Charakter der Olympischen Spiele zur Darstellung zu bringen, so kann die Feier der Olympischen Spiele zu einem Ereignis werden, dessen Wirkung große Gefahren in sich birgt.

*Karl-Heinrich Bette ·  
Uwe Schimank*

## Doping: der entfesselte Leistungssport

Das Dopingthema ist in den vergangenen Jahren zu einem festen Bestandteil der Kommunikation über den Sport geworden. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen einzelne Athleten, aber auch Trainer, Sportfunktionäre, Manager, Ärzte oder Apotheker, denen der Vorwurf gemacht wird, hinter einer Fassade der Regeltreue perfide Täuschungsakte vollzogen, abverlangt, unterstützt oder geduldet zu haben, um sportliche Leistungen zu steigern und um tatsächliche oder nur befürchtete Nachteile gegenüber Konkurrenten aus der Welt zu schaffen. Als Antriebsfaktoren werden übersteigerte Erfolgsmotive, Ruhmsucht, Geldgier und insgesamt moralische Verkommenheit unterstellt. Entsprechend einfach fallen die Reaktionen aus. Das Motto lautet: „Haltet den Täter und bestraft ihn!“ Nur mit Kontrolle, Strafe und einer begleitenden ethischen Aufrüstung könne der mittlerweile existierende „Dopingsumpf“, so die Meinung, nachhaltig trocken gelegt werden.

Wenn nicht nur die Sportverbände Doping als individuelles Fehlverhalten darstellen, sondern Medienvertreter, Juristen, Pädagogen und selbst viele Dopingkritiker ins gleiche Horn stoßen, ist es Aufgabe der Soziologie, dieses weitverbreitete Beobachtungsschema zu unterlaufen und durch eine komplexere Version der Realität zu ergänzen. Das Fehl-

### **Karl-Heinrich Bette**

Dr. Sportwiss., geb. 1952; Professor für Sportsoziologie an der Technischen Universität Darmstadt, Magdalenenstraße 25, 64289 Darmstadt. [bette@sport.tu-darmstadt.de](mailto:bette@sport.tu-darmstadt.de)

### **Uwe Schimank**

Dr. rer. soc., geb. 1955; Professor für Soziologie an der Fern-Universität in Hagen, Universitätsstraße 21, 58084 Hagen. [uwe.schimank@fernuni-hagen.de](mailto:uwe.schimank@fernuni-hagen.de)



verhalten einzelner Personen wird damit nicht etwa relativiert oder entschuldigt, sondern lediglich in einen größeren Zusammenhang gestellt. Vor allem kommen die bislang verdeckten Stellgrößen in den Blick, an denen man anzusetzen hätte, um Doping wirksam zu reduzieren.

In einer soziologischen Perspektive steht fest: Doping ist nicht das Resultat isolierter individueller Entscheidungen, die etwa auf Grundlage eines schlechten Charakters oder fehlgeleiteter Siegesambitionen getroffen würden. Doping ist vielmehr als ein „normaler Unfall“ anzusehen, der sich im heutigen Spitzensport aufgrund genau benennbarer sozialer Bedingungen immer wieder neu ereignet. Die starke Dopingneigung, die in vielen Disziplinen zu beobachten ist, wird strukturell erzeugt. Sie ist das unbeabsichtigte Ergebnis des Zusammenwirkens unterschiedlichster Interessen aus Leistungssport, Wirtschaft, Politik, Massenmedien und Publikum.

Der soziologische Beobachter stößt zunächst auf die Logik des Leistungssports, der sich die Athletinnen und Athleten ohne Wenn und Aber zu unterwerfen haben. Handlungsleitend für alle, die in Wettkämpfen gegeneinander antreten, ist das Dual von *Sieg und Niederlage*. Diese Leitorientierung hat unerbittliche Wettkämpfe institutionalisiert und weltweite Konkurrenzen auf Dauer gestellt. Gewinnen kann immer nur einer. Der Zweite ist bereits der erste Verlierer. Das olympische Motto drückt diese auf Steigerung und Überbietung ausgerichtete Logik unmissverständlich aus: Schneller, höher, stärker! (*Citius, altius, fortius!*) Jeder Rekord ist nur dazu da, möglichst bald eingestellt zu werden. Das paradoxe Ziel leistungssportlichen Handelns besteht darin, niemals ein Endziel der Leistungsentwicklung festzuschreiben. Die einzige Freiheit, die individuelle Akteure in einer derart rigide vordefinierten Situation haben, besteht darin, sich dem Code nicht zu unterwerfen, den Spitzensport zu meiden oder nach einschlägigen Erfahrungen schnell wieder zu verlassen. Wer hingegen an organisierten Wettkämpfen Spaß hat, weil er sich dort vor den Augen eines zuschauenden Publikums mit Konkurrenten messen möchte, hat sich mit der Sieg/Niederlage-Orientierung zu arrangieren.

Soweit die den Code programmatisch ummantelnden Regeln der formalen Gleichheit und des offenen Wettkampfausgangs eingehalten werden, weiß am Anfang niemand, wer am Ende das Spielfeld oder das Stadion als Gewinner verlassen wird. Die aus der Ungewissheit der Leistungskonkurrenz entspringende Spannung ist insofern das Erlebniskorrelat von Situationen, die der Sieg/Niederlage-Logik unterliegen. Spannende Wettkämpfe faszinieren die Zuschauer. Damit ist das zweite Element der dopingerzeugenden Akteurkonstellation benannt: das *Sportpublikum*. Dank einer gestiegenen Nachfrage und verbesserter verkehrs- und kommunikationstechnischer Möglichkeiten ist der Spitzensport in den vergangenen Jahrzehnten zu einem festen und zentralen Bestandteil der modernen Freizeit- und Unterhaltungsindustrie geworden. Der Anteil der Gesellschaftsmitglieder, die sich zumindest für eine einzelne Sportart dauerhaft interessieren, ist dementsprechend immer größer geworden.

Die Motive des Sportpublikums sind vieltätig. Sportliche Wettkämpfe bilden, weil sie spannend bis hin zur Unerträglichkeit sind, eine Insel der Abwechslung und kurzweiligen Ungewissheit im modernen Meer der alltäglichen Routine und Langeweile. Menschen können als externe Beobachter an einem inszenierten sozialen Konflikt teilhaben, ohne hierbei selbst leistungsmäßig gefordert zu werden. Für sie steht nichts auf dem Spiel. Es sind die Athleten, die sich bis zur völligen Erschöpfung verausgaben und bisweilen auch Kopf und Kragen riskieren. Die Zuschauer können mitzittern, euphorisch den Sieg feiern oder zerknirscht die Niederlage kommentieren. Dennoch gibt es für sie ein unbelastetes Genießen, ein erfülltes Gegenwartserleben. In der Beobachtung der Krisenbewältigung der Anderen vergisst der Einzelne sich selbst und seine Nöte und erreicht so einen Zustand der Selbst- und Seinsvergessenheit. Sportliche Wettkämpfe sind für das Publikum weiterhin interessant, weil sie neben dem Spannungserleben körperorientierte ästhetische Erfahrungen ermöglichen und Gemeinschaftserlebnisse jenseits von Intimität und Nähe zulassen. In einer Welt auseinanderlaufender Zeithorizonte, biographischer Brüche und Diskontinuitäten erschließt der Zuschauersport außerdem eine Sphäre

der längerfristigen Verlässlichkeit und Kontinuität. Die Rhythmik sportlicher Wettkämpfe kann Halt geben, den Alltag strukturieren helfen und eine Verbindung zur Vergangenheit herstellen. Schließlich ermöglicht der Sport noch eine harmlose Art der Heldenverehrung. Die Zuschauer können an einer geschlossenen Welt partizipieren, in der einzelne Personen oder Gruppen noch den alles entscheidenden Ausschlag zu geben vermögen. Der Sportheld legitimiert sich durch Leistungen, und nicht etwa durch die Umsetzung vormoderner Mechanismen der Positionsverteilung wie Geburt, Alter, und Herkunft.

Das Sportpublikum taucht im Kontext der Dopingproblematik als eine unorganisierte „Masse“ auf, die durch ihre Nachfrage nach sportlichen Höchstleistungen soziale Aufmerksamkeit selektiv verteilt: Verehrung für die Erfolgreichen und Aufmerksamkeitsentzug für die Verlierer. Damit bewirken die Zuschauer, dass mehrere andere Bezugsakteure ihre Interessen mit dem Spitzensport verbinden und diesen dadurch mit Möglichkeiten und Zwängen konfrontieren.

## Akteure: Die Massenmedien

Das Publikumsinteresse an Rekorden und spannenden Wettkämpfen weckt zunächst die Aufmerksamkeit der *Massenmedien*. Damit betritt ein weiterer Akteur der Dopingkonstellation die Bühne. Fernsehen, Radio und Printmedien informieren ihre Zuschauer, Hörer und Leser gemäß eigener Selektionsregeln über Sportereignisse. Medien bevorzugen Informationen, die einen hohen Neuigkeitswert besitzen, konfliktrichtig sind, quantitative Verrechnungen ermöglichen, lokale, nationale und internationale Bezüge aufweisen und zudem personalisierbar und moralisierbar sind. Der Leistungssport bedient all diese Kriterien in besonderer Weise: Wettkämpfe bieten, erstens, eine Serienproduktion von Neuheit – man denke nur an die Berichterstattung über die Fußball-Bundesliga. Permanent passiert etwas Neues: Mannschaften steigen auf oder ab; Trainer werden eingestellt oder gefeuert; Spieler sind verletzt oder haben sich regeneriert; Torhüter überziehen einander wechselseitig mit Beleidigungen; Spieler der Reservebank äußern ihren Unmut oder die Ehefrauen der Spieler treten unter-

einander in einen Schönheitswettbewerb. Die Auseinandersetzungen, die der sportliche Wettkampf regelgeleitet in Szene setzt, sind, zweitens, konfliktrichtig. Mindestens zwei Parteien treten gegeneinander an, um ein knappes Gut, den sportlichen Sieg, zu erringen. Ego will haben, was Alter ebenfalls für sich verbuchen möchte. Damit ist eine Grundsituation definiert, die Drama-Qualitäten aufweist und für mediale Übertragungen und Kommentierungen par excellence geeignet ist. Der Sport erzeugt, drittens, durch seine Messrationalität ein Zahlen-, Tabellen- und Datenuniversum, über das sich trefflich kommunizieren lässt. Der Wettkampfsport produziert permanent Ergebnisse, wer wann, wo und zum wievielten Male eine bestimmte Leistung erbracht und sich gegen wen durchgesetzt hat. Hierbei wird die Komplexität des Wettkampfgeschehens auf dem Rasen oder in einer Sporthalle auf Zahlen reduziert, die dann wiederum als Aufhänger für das Erzählen von Anekdoten und Hintergrundgeschichten und das Zeigen alter Aufzeichnungen geeignet sind. Durch die Ausdehnung des Sports von der lokalen bis hin zur internationalen Ebene sind sportliche Ereignisse, viertens, geeignet, Emotionen über Identifikationsprozesse nahezu beliebig auszulösen, was für die Medien, die ihre Einschaltquoten erhöhen und Zeitungsauflagen verkaufen wollen, besonders interessant ist. Fünftens ist der sportliche Wettkampf leicht moralisierbar und personalisierbar: Die Differenz zwischen Fairplay und Foulplay kann man im Fernsehen eben nicht nur in Gestalt von Filmen, Bildern und O-Tönen zeigen oder zu Gehör bringen; man kann die Geschehnisse auch anhand des Moralschemas von Gut und Böse kommentieren und sich selbst als Sachwalter der Fairness installieren. Denn dort, wo Regeln existieren, werden diese bisweilen auch überschritten. Und der Personalisierungsbedarf der Medien – insbesondere der des bildorientierten Fernsehens – lässt sich durch die Sichtbarmachung individueller Leistung im Sport sowie die Verehrung von Sporthelden leicht befriedigen.

Radio, Fernsehen und Zeitung informieren ihre Hörer, Zuschauer und Leser nicht umfassend neutral über Sportereignisse, sondern bevorzugen die Erfolgreichen. Verlierer werden kritisch kommentiert oder gar nicht erwähnt. Durch ihre Fähigkeit, Informationen mit Hilfe technischer Errungenschaften zu

vervielfältigen und zu verbreiten, sind die Medien zu wichtigen Bindegliedern in der Wertungskette des Spitzensports geworden. Denn sie wecken die Interessen von zwei weiteren Arten von Akteuren, die durch ihre spezifischen Einflüsse dazu beitragen, dass im Spitzensport eine starke Dopingneigung entstehen konnte, nämlich von *Wirtschaft* und *Politik*.

## Akteure: Wirtschaft und Politik

Sponsoren geben Geld in den Sport, um das wirtschaftlich Wichtige mit Hilfe sportlicher Akteure und Situationen zu steigern. Der Sport ist nicht nur ein attraktives Werbemedium, sondern auch ein interessanter Absatzmarkt für Konsumgüter. Die Politik subventioniert den Spitzensport vor allem, um Begleitaufmerksamkeit für Politiker und deren Wiederwahlinteressen herzustellen. Was eignet sich besser für die harmlose Herstellung von Wir-Gefühlen und die Repräsentation der Nationalgesellschaft im Ausland, als sportliche Siege auf internationalem Parkett, die dank medialer Verbreitung ein Massenpublikum erreichen und begeistern können? So versuchen Politiker durch die Nähe zum Sport Eingang in die öffentliche Meinung zu erlangen und durch die Nähe zum Sportpublikum eine Gewogenheit bei zukünftigen Wahlentscheidungen zu gewinnen. Politik und Wirtschaft nutzen also die gesellschaftsweite Sichtbarkeit des Spitzensports, um sich selbst sichtbar zu machen und ins rechte Licht zu rücken.

Wirtschaft und Politik sind ebenso wie das Publikum und die Massenmedien uneinsichtig bezüglich ihrer Beteiligung und Rolle in der Dopingproblematik und konfrontieren Athleten und Sportverbände mit zahlreichen Beziehungsfallen: Politiker zeigen sich entrüstet, wenn Sportler des Dopings überführt werden, fordern ein härteres Durchgreifen der Verbände und beteiligen sich mit Steuergeldern an der Dopingbekämpfung – wobei sie diesbezüglich deutlich knauseriger als bei der Förderung und Belohnung von Spitzenleistungen sind. Bei ausbleibender Medaillenausbeute kürzen sie überdies die Fördergelder für die weniger erfolgreichen Sportarten. Sponsoren wissen, dass nur ein als „sauber“ erscheinender Sport langfristig ihre Werbeinteressen bedient. Sie schreiben deshalb Anti-

Doping-Klauseln in ihre Athletenverträge, aber wechseln beim Versagen der von ihnen geförderten Athleten ebenfalls schnell zu erfolgreichen Sportlern oder Mannschaften über, die (noch) nicht des Dopings überführt worden sind.

Die wichtigsten Konsequenzen aus dem Beziehungsgeflecht zwischen Spitzensport, Publikum, Massenmedien, Wirtschaft und Politik lassen sich wie folgt resümieren: Die sportliche Siegesorientierung ist durch die dem Sport von außen verfügbar gemachten Ressourcen geradezu entfesselt worden. Viele Gelder fließen in die Vereine und Verbände. Hauptamtliche Trainer finden eine Anstellung und werden vertraglich auf die Erfolge ihrer Schützlinge eingeschworen. Aus Amateuren sind längst Vollzeit-Athleten geworden, die sich selbst in jenen Disziplinen mit Haut und Haaren hinzugeben haben, in denen wenig Geld fließt. So geraten die Sportler durch den immer weiter eskalierenden Erfolgsdruck in eine Situation, in der sich die starke Nachfrage nach hochkarätigen Leistungen durch Publikum, Medien, Politik und Wirtschaft nicht mehr mit den begrenzten körperlichen und psychischen Möglichkeiten in Einklang bringen lässt. Durch die Entfesselung des Siegescodes kommt es zu einer Totalisierung des Leistungssports und zu einer Überforderung von Körper und Psyche.

Die inneren Kontrollmechanismen, die der Sport in Gestalt von Fairplay-Orientierungen traditionell ausgebildet hat, geraten immer mehr unter Druck. Die noch unter den Bedingungen einer geringen gesellschaftlichen Bedeutung des Leistungssports entstandene Sportmoral verflüchtigt sich in zunehmender Weise. Legale Innovationen wie Technik, Taktik und Training werden nicht länger als alleinige Fortschrittsmotoren für die Steigerung sportlicher Leistungen angesehen. Ungewollt, aber unvermeidlich wird ein heimliches Experimentieren in den Grau- und Verbotszonen der Leistungsförderung angeregt. Dopingmöglichkeiten werden von den Sportlern nicht mehr gemäß Fairness-Normen verworfen, sondern unter Kosten/Nutzen-Gesichtspunkten abgewogen und gegebenenfalls klammheimlich ergriffen. Doping ist somit eine strukturell vorgeprägte rationale Wahlhandlung: Sozial als legitim angesehene Ziele wie sportliche Erfolge und Siege werden mit

illegitimen Mitteln verfolgt. Die oftmals enormen, aber zumeist mit zeitlicher Verzögerung eintretenden gesundheitlichen Risiken werden entweder verdrängt oder zähneknirschend in Kauf genommen.

Bis hierher sollte klar geworden sein, dass eine personenfixierte und lediglich auf Kontrolle, Bestrafung und ethische Aufrüstung setzende Auseinandersetzung mit der Dopingproblematik vollkommen an der Sache vorbeigeht. Die Ursachen und Dynamiken der Abweichung sind auf der überpersonellen Ebene komplexer gesellschaftlicher Konstellationen angesiedelt. Entscheidend ist, dass auch diejenigen Akteure, von denen der Erfolgsdruck ausgeht, diesen nicht einfach abstellen können. Auch sie handeln nicht aus freien Stücken und regen nicht mutwillig zu Normverstößen an, sondern unterliegen ihrerseits strukturellen Zwängen. Letztlich handelt jeder Akteur aus seiner Sicht völlig rational: Wirtschaftsunternehmen wollen mit dem Spitzensport werben und Produkte verkaufen; staatliche Instanzen wollen Nähe zum Sportpublikum herstellen, und Politiker sind darauf aus, die eigene Wählbarkeit zu steigern; Medien wollen ihre Einschaltquoten und Auflagen erhöhen und das Publikum will an spannenden Sportereignissen teilhaben. Ein Resultat des Zusammenwirkens all dieser nachvollziehbaren und legitimen Interessen ist Doping.

## Dopingbekämpfung als „Konstellationsmanagement“

Die nationalen und internationalen Sportverbände werden angesichts dieser Situation aufgefordert, den Spitzensport vom Dopingproblem zu befreien. Ihre diesbezüglichen Maßnahmen stoßen jedoch auf sehr große Schwierigkeiten, denn auch die Sportverbände sind durch die massive Nachfrage nach sportlichen Höchstleistungen durch Wirtschaft, Politik, Massenmedien und Publikum in neuartige Handlungsdilemmata hineingeraten. Um es auf den Punkt zu bringen: Wer als Verband dauerhaft die offiziellen Anti-Doping-Regeln und die hiermit verbundenen Verhaltensstandards durchsetzt und die Dopingstörer unbarmherzig aus dem Verkehr zieht, um so die Regeltreuen vor einer Anpassung durch Abweichung zu bewahren, wird von außen durch Ressourcen- und Achtungs-

entzug bestraft. Geld, Publikums- und Medienaufmerksamkeit gibt es schließlich nicht für erfolgreich durchgesetzte Anti-Doping-Maßnahmen, sondern aufgrund von Medaillen bei internationalen Meisterschaften – und dies in einem global betriebenen Spitzensport, in dem Doping in vielen Disziplinen an der Tagesordnung ist.

Aus Sicht der Soziologie kann eine Dopingbekämpfung nicht ausschließlich und nicht einmal vorrangig auf personenorientierte Maßnahmen setzen. Kontrollen und Bestrafungen sowie Charakterstärkung durch Fairplay-Initiativen und Aufklärungsmaßnahmen haben ihren Sinn, bleiben aber bestenfalls Stückwerk, wenn sie nicht von wirksamen strukturellen Maßnahmen begleitet werden. Da Doping ein Konstellationsprodukt ist, muss letztlich die dopingerzeugende Konstellation geändert werden. Die Dopingbekämpfung ist daher zuallererst als „Konstellationsmanagement“ zu konzipieren und zu realisieren. Das heißt: Maßnahmen der Dopingbekämpfung müssten unter all jenen Akteuren abgestimmt werden, die ihren Anteil an der Problemerzeugung beigesteuert haben. Kollektiv erzeugte Probleme lassen sich nur kollektiv lösen.

Auf dem Papier sieht alles recht einfach aus: Die Politik hätte ihre Interventionsmöglichkeiten gegenüber dem organisierten Sport selbstbewusst zu nutzen und müsste mehr als bisher die Vergabe der Fördermittel an faktisch geleistete Maßnahmen der Dopingbekämpfung koppeln oder die Anti-Doping-Bemühungen der Verbände durch weitere gesetzgeberische Maßnahmen unterstützen. Wirtschaftsunternehmen dürften ihre Sponsorengelder nur noch an diejenigen Verbände vergeben, die ihre Athleten intelligenten und engmaschigen Dopingkontrollen unterwerfen. Veranstalter dürften nur diejenigen Sportler zu Wettkämpfen einladen, die sich nachweislich den Kontrollverpflichtungen der Verbände gefügt haben. Die Wissenschaft hätte justitiable Nachweisverfahren für bislang noch nicht nachweisbare Dopingmittel zu entwickeln und – wie die Soziologie – ein Orientierungswissen über die soziale Komplexität des Dopingproblems zu produzieren. Die Medien hätten dies durch eine kritische Sportberichterstattung zu unterstützen und Anti-Doping-Klauseln in die Verträge mit Sportverbänden zu schreiben. Das Sportpu-

blikum sollte all diese Maßnahmen durch beifälliges Interesse abstützen und diejenigen, die nicht mitmachen, durch Nichtbeachtung strafen.

## Hemmnisse

Allerdings sind bei der Umsetzung eines solchen abgestimmten Bündels von Maßnahmen gewichtige Probleme zu erwarten und müssten durch einen „Runden Tisch“ oder eine „konzertierte Aktion“ bearbeitet werden: Erstens ist die Einsicht der Konstellationsakteure in die eigene Verstricktheit in das Dopingproblem noch nicht weit verbreitet. Der bisherige personenfixierte Umgang mit Doping, der sich seit Jahrzehnten „bewährt“ hat, hilft dabei, das Problem auf den Sport und dessen Akteure abzuschieben und die eigenen Verstrickungen und Handlungsdilemmata unthematisiert zu lassen. Sowohl Sponsoren und politische Finanzgeber als auch Massenmedien und Publikum wehren sich energisch dagegen, beim Doping in irgendeiner Weise mitgemeint zu sein. Doping ist schließlich kein Thema, das mit der Leichtigkeit des Seins, mit Spaß, Lebensfreude, Gesundheit oder Fairness zu tun hat und mit dem man gerne Werbung in eigener Sache betreiben möchte. Es ist vielmehr extrem negativ besetzt, da es auf betrügerische Machenschaf-

ten, Lügen, Verheimlichen und das Hintergehen offizieller Verhaltensstandards hindeutet. Außerdem sind die physischen und psychischen Konsequenzen des Dopings alles andere als erfreulich. Athleten ruinieren ihre Gesundheit, tragen psychische Folgeschäden davon, nicht wenige sind daran bereits gestorben. Man denke nur an den frühen Tod der deutschen Siebenkämpferin Birgit Dressel im Jahre 1987. Und auch die Körpersäfte, mit denen Biochemiker und Pharmakologen zu tun haben, wenn sie Doping nachzuweisen versuchen, gehören eher in die Kategorie des Unappetitlichen.

Die Einnahme einer derartigen Pilatus-Haltung wird dadurch erleichtert, dass sich die Effekte von Handlungsverstrickungen nicht linear auf einzelne Verursacher zurückführen lassen, sondern wie erläutert erst durch das Zutun vieler Akteure zustande kommen. Doping ist das Resultat multipler, durchaus unübersichtlicher Verstrickungen und nicht das Ergebnis weniger Einzelentscheidungen, die untereinander intentional abgestimmt worden wären. Hinzu kommt, dass die technische Trennung zwischen Sender und Empfänger sowohl beim Publikum als auch bei den Medienanstalten leicht zu der Einschätzung führt, dass man mit dem, was im Spitzensport passiert, überhaupt nichts zu tun habe. Auch Wirtschaft und Politik (Ausnahme: totalitäre Regime) stiften nicht zum Doping an, sondern helfen „lediglich“ dabei, den Siegescode des Spitzensports zu „entfesseln“; dies passiert nicht mittels Befehl und Gehorsam, sondern über die Zuweisung oder den Entzug von Geld oder geldwerten Vorteilen sowie öffentlicher Aufmerksamkeit.



Zeichnung: Paul Pribbernow  
(Auswahl durch die Redaktion)

Erschwerend für ein erfolgreiches Konstellationsmanagement ist, zweitens, dass diverse Teilgruppen von Akteuren – beispielsweise einzelne Medienanstalten oder Wirtschaftsunternehmen – untereinander in schärfsten Konkurrenzbeziehungen stehen und daher nicht alle gleichzeitig an einem Strang ziehen. Wenn die eine Firma sich stark in der Dopingbekämpfung engagiert und auf eine Förderung von Sportlern verzichtet, die sich mehrfach kontrollunwillig gezeigt haben, lacht sich die andere klammheimlich ins Fäustchen und profitiert von der Dopingpraxis der noch nicht erwischten Sportler.

Auch die Konkurrenz von Nationalstaaten untereinander führt dazu, dass nicht alle politischen Akteure einen strikten Anti-Dopingkurs unterstützen – insbesondere wenn nationale Gesinnungen und Identitäten scheinbar auf dem Spiel stehen und durch sportliche Erfolge der eigenen Athletinnen und Athleten stark gemacht werden sollen. Die Auseinandersetzungen zwischen Ost und West führten oft dazu, dass Doping in den entwickelten Gesellschaften des Ostens heimlich im Kampf gegen die „Klassenfeinde“ eingesetzt wurde. Demgegenüber wurde in den westlichen Sportverbänden über das Sichdopen der eigenen Sportler hinweggesehen, weil es die Fahne der Freiheit und Demokratie gegenüber den „Staatsamateuren“ des Ostens hochzuhalten und ungleiche Startbedingungen zu kompensieren galt.

Insofern ist nicht generell davon auszugehen, dass alle Konstellationsakteure gleichzeitig reflexions- und verhandlungswillig sind. Verhandlungsbereit sind Akteure in der Regel nur dann, wenn sie sich positive Ergebnisse ausrechnen. Wenn sie hingegen Nachteile erwarten, wird ihre Verhandlungswilligkeit eher niedrig ausfallen. Wer begibt sich schon gerne sehenden Auges in eine Verhandlungssituation hinein, in der keine Vorteile und Gewinne in eigener Sache zu erwarten sind? Wenn demzufolge nur ein Akteur der doping erzeugenden Konstellation ohne die notwendigen Absprachen und Selbstverpflichtungen besser fährt als mit ihnen, man außerdem einen hohen kostenträchtigen Verhandlungsaufwand betreiben müsste und sich zudem öffentlich und eventuell geschäftsschädigend als Teil einer problem erzeugenden Konstellation darzustellen hätte, fallen ernsthafte Bemühungen gegen Doping schwer.

Ein drittes Hemmnis liegt in der Schwierigkeit begründet, das Konstellationsmanagement im Weltmaßstab zu institutionalisieren und zu synchronisieren. Der Spitzensport hat sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem *Global Player* entwickelt und entsprechend ausgerichtete Organisationen ausgeprägt. Er konnte sich aus einzelnen Nationalgesellschaften herauslösen und in ein transnationales Gebilde transformieren – ebenso wie die modernen Finanzmärkte, die Massenkommunikation und die zeitgenössische Popkultur.

Ein Konstellationsmanagement hätte nicht nur die internationalen Sportorganisationen zu erfassen, sondern auch die globalen Spieler in Wirtschaft, Politik und Massenmedien an einem „Runden Tisch“ zusammenzubringen. Auch wenn die Internationalisierung der Sportorganisationen bereits weit fortgeschritten ist und auf dieser Ebene erste Erfolge in der Handhabung des Dopingproblems erkennbar sind (Beispiel: die Standardisierungseffekte in der Dopingbekämpfung durch die Einrichtung der Welt-Anti-Doping-Agentur), haben sich die anderen Konstellationsakteure noch nicht in einer erkennbaren Weise zu verhandlungsfähigen supranationalen Einrichtungen zusammengefunden. Die Uneinsichtigkeit der außersportlichen Akteure im nationalen Kontext verdoppelt und verstärkt sich durch ihre Uneinsichtigkeit auf der internationalen Ebene.

Eskalatorische Spiralen und Aufschaukelungseffekte können prinzipiell in ihrer Dynamik begrenzt und zurückgefahren werden, wenn die an der Problemerzeugung beteiligten Bezugsgruppen zur Problemlösung mit herangezogen werden und verhandlungsbereit sind – siehe etwa die Abrüstungserfolge, die zwischen den damaligen „Supermächten“ von den 1970er Jahren an ausgehandelt werden konnten.

Ob die Akteure des Spitzensports ein dauerhaftes Interesse daran haben, ein Konstellationsmanagement durchzuführen und hierbei die Einsichten der Soziologie zu nutzen, um die Dopingquote zu vermindern, bleibt abzuwarten. Bislang scheinen nicht wenige Akteure in Wirtschaft, Politik, Massenmedien und Publikum von der „brauchbaren Illegalität“ des unentdeckten Dopings der Athleten noch so stark zu profitieren, dass ein dringlicher

und pauschaler Veränderungswillen nicht unterstellt werden kann. Die Risikoabwälzung erfolgt bisher hauptsächlich einseitig zuungunsten der Sportler. Nicht nur, dass die Sportler die möglichen, teilweise äußerst gravierenden Gesundheitsgefährdungen des Dopings auf sich nehmen müssen, sie sind auch die Sündenböcke, die im Fall ihrer Entlarvung auf dem Altar hochgehaltener Werte geopfert und mit dem ganzen Inventar sozialer Degradierungszeremonien sanktioniert und diffamiert werden.

Wenn die illegitime Innovation durch Doping aufgedeckt und zu einem öffentlichen Skandal gemacht wird, gehören bislang die innere Logik des Leistungssports und die Erwartungsträger in Wirtschaft, Politik, Medien und Publikum nicht zu jenen, die an den Pranger gestellt werden. Indem die außersportlichen Konstellationsakteure auf den Sport und dessen Sozialfiguren verweisen, wenn über Doping kommuniziert wird, entlasten sie sich selbst von einer Mitschuld. Dies sollte die Veränderungswilligen aber nicht entmutigen – vielleicht lassen sich doch noch strategische Allianzen denken und realisieren, die als Avantgarde eines Konstellationsmanagements mögliche Mitzieheffekte und Vorbildwirkungen erzielen könnten.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vgl. weiterführend Karl-Heinrich Bette/Uwe Schimank, *Die Dopingfalle*, Bielefeld 2006; dies. *Doping im Hochleistungssport*. Anpassung durch Abweichung, Frankfurt/M. 2006<sup>2</sup>.

Werner Pitsch · Eike Emrich

# Sozioökonomische Bedingungen kollektiven sportlichen Erfolgs

Viele gegenwärtige Gesellschaften versuchen, leistungssportliche Eliten systematisch auszuwählen und zu fördern.<sup>1</sup> Im Vergleich weisen dabei die eingesetzten Mittel zur Sportförderung ein ähnliches Spektrum auf, wobei Fördermaßnahmen durchaus in unterschiedlichen Kombinationen und Gewichtungen eingesetzt und hinsichtlich ihrer Legalität und Legitimität abhängig von der kulturellen Wertestruktur der Gesellschaft unterschiedlich bewertet werden können.

Die Struktur der systematisierten Siebung, möglichst erfolgreichen Entwicklung und notwendigen Auffrischung einer sportlichen Leistungselite lässt sich idealtypisch zwischen zwei mehrdimensional beschreibbaren Polen verorten. Diese Pole kann man als *Laisser-faire* und als rigides System der Sportförderung kennzeichnen.<sup>2</sup> Sportförderung lässt sich so als Kontinuum beschreiben, das theoretisch von völliger

<sup>1</sup> Vgl. Helmut Digel/Marcel Fahrner/Heike Sloboda, *Talentsuche und Talentförderung als Ressource des Hochleistungssports – Ein internationaler Vergleich*, in: Eike Emrich/Arne Güllich/Martin-Peter Büch (Hrsg.), *Beiträge zum Nachwuchsleistungssport*, Schorndorf 2005, S. 15–43.

<sup>2</sup> Vgl. Eike Emrich/Vassilios Papathanassiou/Werner Pitsch, *Talentförderung zwischen Effizienz des Systems und Freiheit des Individuums*, in dies. (Hrsg.), *Wie kommen Kinder zum Leistungssport?*, Niederrhein 1997, S. 101–107.

## Werner Pitsch

Dr. phil., geb. 1962; Akademischer Rat an der Universität des Saarlandes, Sportwissenschaftliches Institut, 66041 Saarbrücken. [werner.pitsch@gw.uni-saarland.de](mailto:werner.pitsch@gw.uni-saarland.de)

## Eike Emrich

Dr. phil., geb. 1957; Professor für Sportsoziologie und -ökonomie an der Universität des Saarlandes, Sportwissenschaftliches Institut, 66041 Saarbrücken. [e.emrich@mx.uni-saarland.de](mailto:e.emrich@mx.uni-saarland.de)

staatlicher Behütung (gewissermaßen der „Sportbeamte“) bis hin zur völligen Eigenverantwortung des Individuums (als Anbieter seiner sportlichen Leistung in einem offenen Markt) reichen kann. In der ersten Variante wird das Individuum gesichtet, an spezifische Schulungs- bzw. Trainingsorte delegiert, in langfristige Belastungskonzepte wie Rahmentrainingspläne eingebunden, regelmäßig in seiner Leistungsentwicklung untersucht, davon abhängig belohnt bzw. „ausdelegiert“. Es gerät so in den Sog einer umfassenden institutionalisierten Betreuung, die auch auf Bereiche der schulischen und beruflichen Bildung (Eliteschulen, spitzensportfreundliche Ausbildungsplätze) bzw. Ausbildung bis hin zum organisierten sportfreundlichen Studium (Partnerhochschulen des Spitzensports) und Arbeitsplatz ausgedehnt wird. Dabei gilt tendenziell: je höher die Leistungsstärke, desto intensiver die Betreuung.

Die rigide Struktur ging im Fall der geschlossenen DDR-Gesellschaft mit zentraler Lenkung des Sports nach dem Prinzip des demokratischen Zentralismus einher. Der Leistungssport wurde intensiv mit Ressourcen ausgestattet, deren großer Umfang über den staatlichen Auftrag zur Demonstrierung sozialistischer Überlegenheit mit Mitteln des sportlichen Erfolges gerechtfertigt wurde. Dabei kam es zur Anwendung von Mitteln und Maßnahmen, die nur vor dem Hintergrund eines totalitären Systems möglich waren und sind.<sup>13</sup> Dazu gehörten neben dem direkt steuernden Zugriff auf die Sportler innerhalb des Leistungssportförderungssystems auch die gelenkte Delegation von Kindern und Jugendlichen hin zu demselben. Flankiert wurde dies durch besondere Anreizstrukturen, wie zum Beispiel die Lockerung von Reisebeschränkungen oder andere Privilegien, die den Sportlern eingeräumt wurden. Eher rigide Sportfördersysteme sind sowohl in der Vergangenheit als auch heute vor allem in geschlossenen, totalitären Gesellschaften zu beobachten, wie zum Beispiel ehemals in der Sowjetunion sowie heute in China. Dass deren politische Struktur eine notwendige Voraussetzung für die weitgehende Verwirklichung eines rigiden Fördersystems ist, kann daraus jedoch nicht geschlossen werden. Eine totalitäre, geschlossene Gesellschaft scheint

aber zumindest bessere Voraussetzungen für rigide Fördersysteme zu bieten als eine offene Gesellschaft.

Die in der DDR zum Einsatz gelangten Mittel einer institutionalisierten Sportförderung wie Sportclubs, Kinder- und Jugend-Sportschulen, Rahmentrainingspläne usw. wurden teilweise im Zuge der deutschen Wiedervereinigung in einer Art nachträglicher Konvergenz ohne gründliche Prüfung, ob sie überhaupt mit den Werten und Strukturen einer offenen Gesellschaft vereinbar sind, in das gesamtdeutsche Sportsystem übernommen. Damit kam es zwangsläufig zu typischen Problemen, denn die Prinzipien der Förderinstitutionen standen der Bewahrung individueller Freiheit in einer offenen Gesellschaft zum Teil diametral entgegen.<sup>14</sup> Da es innerhalb der Sportverbände des wiedervereinigten Deutschlands aufgrund ihrer grundsätzlich demokratisch-partizipatorischen Struktur (*bottom up*) keine zentrale hierarchische, mit Kontroll- und Lenkungsbefugnissen ausgestattete Instanz analog zum demokratischen Sozialismus gibt, kommt es zwangsläufig zu hohen Integrationskosten. Parallel dazu verschwand mit der Auflösung des so genannten Ostblocks die frühere, stellvertretend im Leistungssport ausgetragene Rivalität der Blöcke. Dies führte im Vergleich mit dem Sportfördersystem der DDR zur Reduzierung des Ressourcenzuflusses, so dass sich aktuell die Frage nach der Effizienz aktueller Förderstrukturen verschärft stellt. Im Rahmen der mit einer eher offenen Gesellschaft verknüpften kulturellen Werte- und politischen Entscheidungsstruktur muss nunmehr die Verteilung der knapperen Mittel bei der Produktion sportlicher Eliten ausgehandelt werden, wobei die Ressourcenzuweisung nicht nur von vermuteten oder nachgewiesenen Effekten, sondern auch von der Legitimitätsproblematik beeinflusst wird.

Insgesamt ist deshalb nicht verwunderlich, dass der am DDR-Leistungssport orientierte Versuch einer systematisch gesteuerten Leistungsentwicklung in der offenen Gesellschaft Gesamtdeutschlands aufgrund nicht beabsichtigter Effekte keineswegs problemlos ver-

<sup>13</sup> Vgl. zum DDR-Sport grundsätzlich Hans J. Teichler, Sport in der DDR, Köln 2004.

<sup>14</sup> Vgl. Eike Emrich/Robert Prohl/Silke Brand, „Mündige Ästheten“ in einer lernenden Organisation, in: Sportwissenschaft, 36 (2006) 4, S. 417–432.



läuft.<sup>15</sup> So erweist sich eine Nicht-Beachtung von Steuerungsempfehlungen und eine bezogen auf das Lebensalter der Athleten erst später als geplant eintretende Förderung und Betreuung in den vorgesehenen institutionalisierten Instanzen langfristig zumindest nicht als erfolgsschädlich. Offensichtlich entzieht sich die Produktion sportlicher Leistungen dem Versuch der organisierten Kontrolle und Steuerung, weil die extreme Vereinnahmung von Individuen in staatlichem Auftrag nicht unwesentlich an die Besonderheiten einer totalitären und geschlossenen Gesellschaft gebunden ist.<sup>16</sup> In einer offenen Gesellschaft haben Individuen die Wahl. Folgt man der Logik der individuellen Nutzenmaximierung, dann nutzen sie ihre Zeit für diejenigen Aktivitäten, die ihnen subjektiv den höchsten Nutzen versprechen, auch wenn sie außerhalb des Sports liegen, und sie bleiben nur im Sport, wenn der addierte materielle und immaterielle Nutzen des Sporttreibens höher ist als derjenige anderer Aktivitäten. Damit werden in offenen Gesellschaften ökonomische, kulturelle und soziale Rahmenbedingungen individuellen Handelns mitbestimmende Faktoren des Erfolgsniveaus von Athletenkollektiven. Hier wird eine weitere Vergleichsperspektive bedeutsam, nämlich, welche Unterschiede das sportliche Erfolgsniveau verschiedener offener Gesellschaften aufweist und inwieweit diese durch eine je spezifische Konstellation von kulturellen, sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen erklärbar sind.

Unsere Fragen lauten also: Inwieweit erlaubt im Vergleich offener Gesellschaften die genaue Kenntnis von ausgewählten Rahmenbedingungen Prognosen auf das kollektive sportliche Erfolgsniveau? Und: Welche Unterschiede treten zwischen Prognosemodell und tatsächlichem Erfolgswert auf, und welche Einflüsse lassen sich dahinter vermuten?

Implizit kann damit auch die Frage abgeschätzt werden, in welchem Maß Unter-

<sup>15</sup> Vgl. Eike Emrich et al., Spitzensportförderung in Deutschland – Bestandsaufnahme und Perspektiven, in: *Leistungssport*, 38 (2008) 1, Beilage.

<sup>16</sup> Vgl. Eike Emrich/Werner Pitsch, Zur Effektivität bundesdeutscher Nachwuchsleistungssportförderung – empirische Befunde zum individualistischen und kollektivistischen Steuerungsprimat, in: Sebastian Braun/Stefan Hansen (Hrsg.), *Steuerung im organisierten Sport*, Hamburg 2008, S. 53–64.

de im sportlichen Erfolgsniveau im Vergleich offener Gesellschaften überhaupt von den Mitteln der Sportförderung abhängen und inwieweit sie grundsätzlich in wesentlichem Umfang beeinflussbar sind. Gleiches gilt für die Frage, inwieweit rationale Entscheidungen hinsichtlich der Mittelwahl und des Mitteleinsatzes zu den entscheidenden Bedingungen für den sportlichen Erfolg einer Nation zählen – ob diese Bedingungen also überhaupt beeinflussbar sind.<sup>17</sup>

## Sozioökonomische und demographische Determinanten

Soziale, ökonomische und demographische Variablen beeinflussen den sportlichen Erfolg von Nationen bei Olympischen Spielen.<sup>18</sup> Bezüglich deren Einfluss ergibt sich derzeit kein konsistentes Bild,<sup>19</sup> was unter anderem an der unterschiedlichen Methodik der dazu vorliegenden Studien liegt. Für die Bearbeitung unserer Forschungsfrage wurden die Olympischen Sommerspiele 1996, 2000 und 2004 sowie die Winterspiele 1998, 2002 und 2006 ausgewählt.<sup>10</sup> Der sportliche Erfolg wurde über die Zahl der Medaillen bei den jeweili-

<sup>17</sup> Die nachfolgenden Ausführungen stellen eine wesentlich überarbeitete und ergänzte Version des entsprechenden Kapitels in E. Emrich et al. (Anm. 5) dar.

<sup>18</sup> Vgl. Ernst Jokl/Martti J. Karvonen/Jaakk Kihlberg/Aarni Koskela/Leo Noro, *Sports in the Cultural Pattern of the World. A Study of the 1952 Olympic Games at Helsinki*, Helsinki 1956; Aleksandr D. Novikov/Andrei M. Maximenko, Der Einfluss einiger sozial-ökonomischer Faktoren auf das Niveau der sportlichen Leistung der Länder. Dargestellt am Beispiel der XVIII. Olympischen Spiele in Tokio, in: *Theorie und Praxis der Körperkultur*, 20 (1971), S. 518–529; Beverly J. Colwell, Ökonomische Bedingungen des Erfolgs im internationalen Spitzensport, in: Klaus Heinemann (Hrsg.), *Texte zur Ökonomie des Sports*, Schorndorf 1984, S. 91–100; Markus Lamprecht/Hanspeter Stamm, *Weltsystemposition, Legitimität und internationaler Spitzensport: Partizipation und Erfolg an Olympischen Spielen als Korrelate der Integration in die Weltgesellschaft*, in: Helmut Digel (Hrsg.), *Spitzensport. Chancen und Probleme*, Schorndorf 2001, S. 98–122; Andrew B. Bernard/Meghan R. Busse, Who Wins the Olympic Games: Economic Resources and Medal Totals, in: *The Review of Economics and Statistics*, 86 (2004) 1, S. 413–417; Paavo Seppänen, Die Rolle des Leistungssports in den Gesellschaften der Welt, in: *Sportwissenschaft*, 29 (1999) 2, S. 133–155.

<sup>19</sup> Vgl. H. Digel/M. Fahrner/H. Sloboda (Anm 1).

<sup>10</sup> Vgl. Wolfgang Maennig/Christian Wellbrock, Sozioökonomische Schätzungen olympischer Medaillengewinne. Analyse-, Prognose- und Benchmarkmöglichkeiten, in: *Sportwissenschaft*, 38 (2008) 3.

gen Wettkämpfen gemessen.<sup>11</sup> Grundlage der Auswahl an Determinanten waren die folgenden Überlegungen zu einer demographischen und sozioökonomischen Theorie des sportlichen Erfolgs von Kollektiven:

1. Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind anlage- und umweltbedingte Leistungsvoraussetzungen für eine Sportart in einer Bevölkerung normal verteilt. Die Wahrscheinlichkeit, dass Personen mit seltenen genetischen und sonstigen Voraussetzungen, wie sie Voraussetzung für sportliche Spitzenleistungen sind, in einer Bevölkerung vorkommen, ist damit abhängig vom Umfang der Population.<sup>12</sup> Dieser Einfluss wird zwar überlagert vom Einfluss der Altersstruktur sowie von der Tatsache, dass „Länder nicht zu jedem Wettkampf Athleten in Proportion zu ihrer Gesamtbevölkerung entsenden können“ und dass im Medaillenspiegel auch Mannschaftserfolge nur als eine Medaille gezählt werden.<sup>13</sup> Das Argument der Wahrscheinlichkeit des Auftretens seltener individueller Anlagen, die die Menschen zu außerordentlichen Leistungen befähigen, bleibt davon jedoch unberührt.<sup>14</sup>

2. Bereits auf regionalem und nationalem Wettkampfniveau kann der Sport Athleten zu Ansehen, aber auch zu finanziellen Einkünften in einem jeweils nationalen Sportmarkt verhelfen, wobei die Medien mit ihrer Sportberichterstattung eine wichtige vermittelnde Funktion einnehmen. Mit wachsendem Umfang der Wohnbevölkerung und zunehmender Größe des Marktes steigen auch die Chancen für Sportler, an Popularität zu ge-

winnen und mehr Geld zu verdienen. Durch die höheren Anreize sollte es in der Folge auch zu einer höheren „Ausschöpfung“ der relevanten Bevölkerung (der sog. „Risikopopulation“) kommen, das heißt, es ist zu erwarten, dass mehr Menschen einer Bevölkerung Sport treiben.

3. Die Qualifikation zur Teilnahme an Olympischen Spielen wird meist über den Nachweis hervorragender Leistungen in internationalen Wettkämpfen erworben. Zur Teilnahme an Olympischen Spielen sind jedoch zuvor bei begrenzter Zahl von Teilnehmerplätzen je Nation die Gegner im jeweiligen nationalen Sportsystem zu schlagen. Bei gleicher Ausschöpfung der Risikopopulation hängt aber die Zahl leistungsfähiger Konkurrenten ausschließlich von der Größe der Gesamtbevölkerung ab. Je größer also die Wohnbevölkerung eines Landes, desto rigider dieser Konkurrenzdruck, weshalb sich Athleten aus bevölkerungsreichen Ländern im nachfolgenden internationalen Vergleich durch höhere Erfolgswahrscheinlichkeiten auszeichnen sollten.

4. Sportorganisationen wie Vereine und Verbände, aber auch private und andere öffentliche Sportanbieter, richten entsprechende Angebote nur dann ein, wenn damit zu rechnen ist, dass eine ausreichende Zahl an Personen mit übereinstimmenden Sportinteressen dieses Angebot auch wahrnimmt. Die Bevölkerungsdichte eines Landes sollte also einen Einfluss darauf haben, wie viele verschiedene Sportarten in diesem Land ausgeübt werden und wie vielen Bürgern des Landes die jeweilige Sportsstätteninfrastruktur zugänglich ist. Beide Effekte sollten wiederum über die Ausschöpfung der Risikopopulation – also darüber, wie viele Menschen einer Bevölkerung zu erfolgreichen Sportlern werden, – auf das kollektive Erfolgsniveau der Athleten wirken. Der Effekt der Bevölkerungsdichte könnte dabei überlagert werden durch die Anteile der Bevölkerung, die in Städten als typische Verdichtungen von Bevölkerungen leben.

5. Mit steigendem Anteil der täglichen Arbeitszeit, die man zur physischen Existenzsicherung einsetzen muss, sinkt die Bereitschaft, in der Freizeit Sport zu treiben. Sport sollte also prinzipiell umso häufiger als Freizeitaktivität in einem Land auftreten, je niedriger die Belastung durch die Kosten zur Si-

<sup>11</sup> Vgl. ebd.; E. Emrich et al. (Anm. 5).

<sup>12</sup> Unabhängig von der Auftretenshäufigkeit einer genetischen Sonderbegabung für eine bestimmte sportliche Disziplin ist die Wahrscheinlichkeit, eine solche Person im Talentpool vorzufinden, bei einer Bevölkerung von achtzig Millionen achtzig mal höher als bei einer solchen von einer Million.

<sup>13</sup> „Countries can not send athletes in proportion to their populations for each event.“/„In medal counts, team events count as one medal.“ A. B. Bernard/M. R. Busse (Anm. 8), S. 413.

<sup>14</sup> Dies gilt sinngemäß auch für den Fall, dass die Risikopopulation besser beschrieben werden kann als im Fall Olympischer Spiele, etwa bei der Prognose sportlichen Erfolgs bei der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 durch Josef Schmid/Horst Hedrich/Daniel Kopp, Deutschland wird Vize – Eine sozioökonomische Prognose der Fußballweltmeisterschaft 2006, in: [www.wip-online.org/downloads/Hedrich\\_Kopp\\_Schmid\\_2006a\\_.pdf](http://www.wip-online.org/downloads/Hedrich_Kopp_Schmid_2006a_.pdf) (10. 7. 2007).

cherung der Existenz sind. Damit sollte also auch das Niveau des allgemeinen Wohlstandes mittelbar über die Ausschöpfung der Risikopopulation auf das Erfolgsniveau Einfluss haben.

Über die hier skizzierten Einflussmechanismen hinaus kann der Grad der Ausschöpfung der relevanten Bevölkerung innerhalb eines Landes auch durch eine höhere Rigidität legaler Zugriffe politischer und administrativer Stellen auf die Menschen gesteigert werden. Für das Sportfördersystem in Deutschland stellt sich aber die Frage, welche Effektivität (Grad der Zielerreichung) und welche Effizienz (Input-Output-Relation und Frage des Nutzens der alternativen Verwendung eingesetzter Mittel) es unter den aktuell gegebenen Ausprägungen politischer und bürgerlicher Freiheitsrechte erreicht. Aus diesem Grund werden für die folgenden Analysen zum Vergleich ausschließlich diejenigen Länder herangezogen, die im Analysezeitraum über ein ähnliches Niveau bürgerlicher Freiheitsrechte verfügten wie Deutschland.

Die diskutierten Einflussfaktoren stellen durchweg aus der Sicht eines Spitzensportfördersystems unbeeinflussbare Rahmenbedingungen dar, unter denen im jeweiligen Land die Förderung des Spitzensports organisiert werden muss. Sofern diese Determinanten tatsächlich das sportliche Erfolgsniveau von Athletenkollektiven mit bestimmen, ließe sich zum Beispiel für das Spitzensportfördersystem in Deutschland ermitteln, welches Erfolgsniveau (1.) unter den für ein Fördersystem aufgrund der Ausprägung bürgerlicher Freiheitsrechte grundsätzlich gegebenen Beschränkungen und (2.) angesichts der Ausprägung der genannten Einflussfaktoren zu erwarten ist.

Zur Eingrenzung der Analyse auf diejenigen Teilnehmerländer, in denen die Ausprägung bürgerlicher und politischer Freiheitsrechte gleich derjenigen in Deutschland ist, wurde der Freedom House Index<sup>15</sup> genutzt.

<sup>15</sup> Der Freedom House Index beruht auf einem jährlichen *Freedom in the World survey*: „The Freedom in the World survey provides an annual evaluation of the state of global freedom as experienced by individuals. The survey measures freedom – the opportunity to act spontaneously in a variety of fields outside the control of the government and other centers of potential domination – according to two broad categories: political

Bedingung für die Aufnahme eines Datensatzes in die nachfolgende Analyse waren die beiden höchsten Stufen der Ausprägung der bürgerlichen Freiheitsrechte im gesamten Analysezeitraum von vier Jahren vor einem olympischen Jahr sowie in diesem Jahr selbst. Von den Ländern, auf die überhaupt Medaillen entfallen waren, verblieben damit zum Beispiel bei den Olympischen Sommerspielen 2004 nur 35 (von 72) und bei den Winterspielen 2006 nur 18 (von 26) als Basis für die Untersuchung.<sup>16</sup>

Als Methode wurde die Multiple Regressionsanalyse gewählt. Diese erlaubt es, den Einfluss mehrerer Einflussfaktoren auf ein davon abhängiges Phänomen, hier die Zahl der Medaillen, abzuschätzen. Die schrittweise Vorgehensweise macht es dabei möglich, die Anzahl der betrachteten Variablen auf diejenigen mit tatsächlich nachweisbarem Einfluss zu reduzieren.

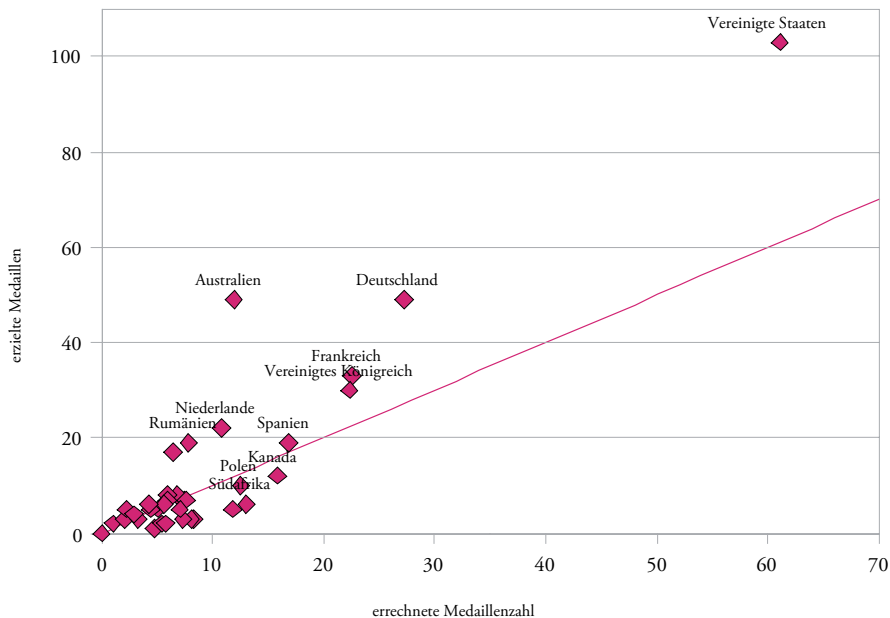
Bekannte Störvariablen stellten die Altersstruktur und das Auftreten regionaler Verdichtungen dar, die jedoch aus forschungsökonomischen Gründen toleriert werden mussten. Gleiches gilt prinzipiell für das Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Kopf. Als Maß für den Wohlstand von Individuen in einer Bevölkerung ist es nur begrenzt geeignet, da damit weder die Streuung der ökonomischen Ressourcen in der Bevölkerung noch die spezifische Ausprägung dieser Variablen innerhalb der betreffenden Bevölkerung erfasst wird.

Für die einzelnen Analysen wurden zu den jeweiligen abhängigen Variablen (Zahl der Medaillen) die Ausprägungen der unabhängigen Variablen aus dem jeweils davor liegenden olympischen Jahr gewählt. Damit wurde der Tatsache Rechnung getragen, dass sich die

rights and civil liberties.“ Freedom House Index. Freedom in The World, Edition 2007, Methodology, in: [www.freedomhouse.org/template.cfm?page=351&ana\\_page=333&year=2007](http://www.freedomhouse.org/template.cfm?page=351&ana_page=333&year=2007) (18. 5. 2008).

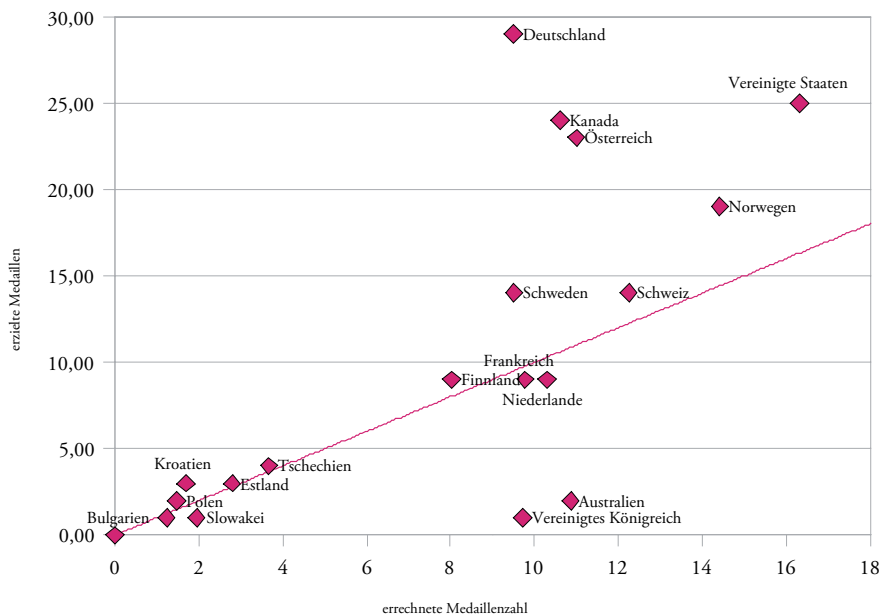
<sup>16</sup> Als weitere Datenquellen dienten die Penn World Tables und die CIA World-Factbooks 2002 bis 2007, vgl. Alan Heston/Robert Summers/Bettina Aten, Penn World Table Version 6.2, Center for International Comparisons of Production, Income and Prices at the University of Pennsylvania, September 2006, in: <http://pwt.econ.upenn.edu/> (23. 5. 2008); CIA, The World Factbook, in: [www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/](http://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/) (21. 5. 2008).

Abbildung 1: Vergleich zwischen vorhergesagter und ermittelter Zahl an Medaillen bei den Olympischen Sommerspielen 2004. Punkte auf der Linie entsprechen einer perfekten Übereinstimmung.



Punkte ohne Beschriftung stehen für die Länder Bahamas, Belgien, Chile, Dänemark, Dominikanische Republik, Estland, Finnland, Israel, Jamaika, Kenia, Lettland, Neuseeland, Niederlande, Norwegen, Österreich, Portugal, Schweden, Schweiz, Slowakei, Slowenien, Südkorea, Taiwan, Tschechien und Ungarn.

Abbildung 2: Vergleich zwischen vorhergesagter und ermittelter Zahl an Medaillen bei den Olympischen Winterspielen 2006. Punkte auf der Linie entsprechen einer perfekten Übereinstimmung.



vermuteten Einflüsse zum großen Teil über längere Zeiträume hin entfalten. Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Umfang ökonomischer Ressourcen in einer Volkswirtschaft und der Anzahl der zu Olympischen Spielen entsandten Athleten liegt zwar nahe, ist jedoch nur eine mögliche Wirkung der ökonomischen Ressourcen auf das Erfolgsniveau des Athletenkollektivs. Die Einflussfaktoren, die sich auf den Grad der Ausschöpfung der Risikopopulation beziehen, sind dagegen Einflüsse, die sich über längere Zeiträume hinweg erstrecken, wobei die Breite des Zeitintervalls (noch oder prinzipiell) unbekannt ist.

Zur Analyse der Einflusshöhe der Determinanten wurden jeweils für die einzelnen Olympischen Spiele getrennt Regressionsanalysen mit schrittweisem Einschluss der unabhängigen Variablen gerechnet. Anhand dieser Methode, die hier nur ansatzweise skizziert werden kann, kamen wir zu dem Ergebnis, dass der sportliche Erfolg der verschiedenen Länder zu sehr hohen Anteilen auf der Basis der Vorhersagevariablen (BIP pro Kopf, Bevölkerungsumfang und Bevölkerungsdichte) geschätzt werden kann. Im Vergleich mit anderen Analysen<sup>17</sup> wird deutlich, dass die Bestimmtheit des sportlichen Erfolgs vor allem bei Olympischen Sommerspielen hier sehr hoch ausgeprägt ist. Dies dürfte vor allem mit der Konstanzhaltung der Moderatorvariablen „bürgerliche Freiheitsrechte“ zusammenhängen.<sup>18</sup>

*Abbildung 1* macht deutlich, dass das Erfolgsniveau der deutschen Athleten bei den Olympischen Sommerspielen von 2004 (ebenso wie die Werte von 1996 und 2000) deutlich über dem Vorhersagewert lag. Die Bedingungen für den Spitzensport in Deutschland sind also so gestaltet, dass sport-

liche Erfolge realisiert werden, die allein aufgrund der sozioökonomischen Prognose nicht zu erwarten sind, und dies konstant bereits über einen längeren Zeitraum hinweg. Eventuell zu Beginn des Analysezeitraums noch vorhandene Mitnahmeeffekte der Spitzensportförderung der DDR wurden in der Folgezeit bei teilweise verschärfter internationaler Konkurrenz offensichtlich kompensiert.

Bezogen auf die Winterspiele 2002 und 2006 liegt Deutschland erheblich über dem vorhergesagten Wert (*Abbildung 2*). Dies legt nahe, dass weitere, bisher nicht identifizierte Einflussfaktoren das Ergebnis bei Winterspielen wesentlich stärker beeinflussen als bei Sommerspielen.

## Resümee

Als bedeutendster Einflussfaktor bei den Sommerspielen stellte sich jeweils der Populationsumfang heraus, während die Populationsdichte und das BIP pro Kopf nur in Einzelfällen, und dann auch nur in wesentlich geringerem Umfang (jeweils ca. sechs Prozent), zur Erklärung beitrugen. Bei den Winterspielen stellte sich ausschließlich das BIP pro Kopf als bedeutender Einflussfaktor heraus. Der Grund für diesen Unterschied könnte die in Wintersportarten stärkere Abhängigkeit von der spezifischen Sportstätteninfrastruktur sein, aufgrund der die relevanten Sportstätten nur für einen kleineren Anteil der Wohnbevölkerung leicht zugänglich sind. Damit sinkt der Einfluss des Bevölkerungsumfangs deutlich. Dagegen sind die bei Olympischen Sommerspielen betriebenen Sportarten nur zu einem kleinen Teil typische Natursportarten und nur in geringem Umfang an eine selten zu findende spezifische Sportstätteninfrastruktur gebunden. In diesen Fällen spielt das Niveau des allgemeinen Wohlstandes (und damit auch die hier als vermittelnde Variable angenommene horizontale soziale Mobilität innerhalb der Bevölkerung) nur eine untergeordnete Rolle. Dies bedeutet weiter, dass örtliche Konzentrationen von Athleten in Sportarten, die selten anzutreffende Anlagen voraussetzen, nur dauerhaft erfolgversprechend sind, wenn die individuellen Kosten der Verlagerung des Lebensmittelpunktes an den Ort der Sportstätte durch die Vorteile der Zentralisierung aufgewogen werden. Im Umkehrschluss heißt dies, dass Zen-

<sup>17</sup> Vgl. z. B. E. Jokl et al., S. 68; B. J. Colwell; M. Lamprecht/H. Stamm (alle Anm. 8). Die Höhe der Varianzklärung dieser Studien lag im Bereich zwischen 40 und 88 Prozent.

<sup>18</sup> Die Aufnahme der Determinante „Grad der bürgerlichen Freiheitsrechte“ als weitere unabhängige Variable in eine multiple lineare Regressionsanalyse vermindert den Umfang der erklärten Varianz. Sie kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass der Grad der bürgerlichen Freiheitsrechte nicht direkt als Einflussfaktor auf das sportliche Erfolgsniveau wirkt, sondern nur indirekt als Moderator den Einfluss anderer Determinanten modifiziert.

tralisierung in denjenigen Fällen, in denen Sport- und Betreuungsstätten vielerorts verfügbar sind, nur bei überragendem Anreiz gelingen dürfte. Inwieweit überhaupt der sportliche Erfolg bei ansonsten gleichen Rahmenbedingungen allein durch eine über das Vereinssystem hinaus gehende Förderung wesentlich beeinflusst werden kann, muss angesichts des nachgewiesenen großen Einflusses von Rahmenbedingungen offen bleiben.

Die verbreitete Einschätzung, das Förder-system in Deutschland sei dringend reformbedürftig, die gewöhnlich mit einem mangelhaften Erfolgsniveau begründet wird, kann deshalb hier nicht bestätigt werden.<sup>19</sup> Insofern bleibt notgedrungen auch offen, inwieweit überhaupt eine weitere Steigerung des Erfolgsniveaus durch die Intensivierung bekannter Fördermaßnahmen gelingen kann, da die Gründe für das deutliche Überschreiten des errechneten Wertes bisher (noch) unbekannt sind. Grundsätzlich ist jedoch die Annahme, das Erfolgsniveau könne durch strukturelle Maßnahmen weiter gesteigert werden, umso weniger plausibel, je größer die positive Abweichung der Zahl erzielter Medaillen vom errechneten Wert ist.

<sup>19</sup> Das Erfolgsniveau könnte prinzipiell, trotz derzeitiger Förderstrukturen, unabhängig von den Strukturen oder aufgrund spezifischer Überlagerungen positiver und negativer Effekte einzelner Systemkomponenten zustande kommen. Insofern beinhaltet sowohl die Aussage, das Fördersystem sei reformbedürftig als auch die Aussage, es sei es nicht, jeweils die (ungeprüfte) Annahme systematischer Effekte des Fördersystems auf das kollektive Erfolgsniveau.

Jutta Braun

## Sportler zwischen Ost und West

„Worin lag das ‚national‘ Verbindende in der Epoche der Teilung?“ ist die zentrale Frage, um die weite Teile der historischen Deutschlandforschung bis heute kreisen.<sup>1</sup> Sicherlich nicht in den gesamtdeutschen Olympiamannschaften, möchte man hierauf aus sporthistorischer Sicht erwidern. Die olympischen Winter- und Sommerspiele der Jahre 1956, 1960 und 1964 sind die Wegmarken, die das organisatorische Abenteuer der Bildung gesamtdeutscher Teams aus Ost- und Westdeutschland bezeichneten. Im Jahr 1968 kämpften die beiden deutschen Mannschaften schließlich doch getrennt um Medaillen, waren aber noch durch eine gemeinsame Flagge und eine gemeinsame Hymne – Beethovens Ode an die Freude – symbolisch vereint. Als Ausdruck eines nationalen Gemeinschaftsgefühls konnten die gesamtdeutschen Mannschaften jedoch kaum gelten. Vielmehr traten die Deutschen nicht gemeinsam an, weil sie es wollten, sondern weil sie es mussten.

### Jutta Braun

Dr. phil., geb. 1967; wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam, Arbeitsbereich Zeitgeschichte des Sports, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam. jbraun@uni-potsdam.de

### Die ungeliebte Einheit

Als Idee reicht die Geschichte der gesamtdeutschen Mannschaften bis in die frühen 1950er Jahre zurück. Im Jahr 1951 hatte das Internationale Olympische Komitee (IOC) zugleich mit der Anerkennung des westdeutschen Nationalen Olympischen Komitees für Deutschland (NOK) die Bildung einer gesamtdeutschen Mannschaft empfohlen. Da das ostdeutsche Pendant, das sich am 22. April 1951 konstituiert hatte, noch keine

<sup>1</sup> Horst Möller, Worin lag das ‚national‘ Verbindende in der Epoche der Teilung?, in: Hans Günter Hockerts (Hrsg.), Koordinaten deutscher Geschichte in der Epoche des Ost-West-Konflikts, München 2004, S. 307–324, hier: S. 311.

entsprechende Akzeptanz auf internationaler Ebene fand, sollten sich vorerst DDR-Sportler in eine Mannschaft unter westdeutscher Federführung einreihen. Dieses Ansinnen wurde jedoch umgehend und heftig von Sportfunktionären und Politikern der Bundesrepublik wie der DDR sabotiert. Der westdeutschen Sportführung war vorrangig daran gelegen, die SED-Funktionäre von der olympischen Ebene fern zu halten. Dementsprechend gab NOK-Präsident Karl Ritter von Halt am 25. Mai 1951 die berüchtigte Rückmeldung an Bundeskanzler Konrad Adenauer, dass er die Gespräche über die gesamtdeutsche Mannschaft mit den ostdeutschen Vertretern so geführt habe, „dass sie ergebnislos verlaufen mussten“.<sup>12</sup>

Der DDR-Sport auf der anderen Seite hatte neben der noch fehlenden Anerkennung seines NOK mit einem weiteren Geburtsfehler zu kämpfen: In der Frühphase konnte er kaum konkurrenzfähige Leistungssportler aufbieten. Deshalb drängte es die ostdeutsche olympische Vertretung auch nicht nach einer Teilnahme in einem gesamtdeutschen Team, in dem eigene Athleten ohnehin nur vereinzelt und weitgehend chancenlos angetreten wären. Vielmehr strebte das NOK der DDR mit Nachdruck die eigene Selbständigkeit an. Doch als dem ostdeutschen Gremium, nach wiederholten erfolglosen Anläufen, im Jahr 1955 endlich zumindest eine vorläufige Anerkennung durch das IOC winkte, machte dessen Präsident Avery Brundage die Bildung einer gesamtdeutschen Mannschaft endgültig zur *conditio sine qua non* einer solchen Aufwertung. Brundage sah ein vereintes Team der beiden ideologisch rivalisierenden Staaten als ein olympisches Signal „which will demonstrate to the world that where the politicians fail the sportsmen can succeed“.<sup>13</sup> Doch diese idealisierte Vorstellung vom olympischen Geist als friedensstiftender Kraft<sup>14</sup> hatte mit der Realität nicht viel zu tun. Hinter den

Kulissen strebten die beiden feindlichen deutschen Brüder weiterhin höchst unterschiedliche Ziele an: Der Osten hoffte, über das gesamtdeutsche Auftreten als seriöses Mitglied der olympischen Familie vom IOC ernst genommen zu werden und so mittelfristig die endgültige Anerkennung seines NOK und damit auch die olympische Selbständigkeit zu erreichen. Der Westen hingegen wollte genau dies verhindern. Keinesfalls sollte es der DDR jemals gelingen, „mit einer eigenen Mannschaft in Erscheinung zu treten, um im Verfolg der kommunistischen Weltpolitik das Nebeneinander-Bestehen zweier deutscher Staaten vor den Augen der Welt und im Blickwinkel eines so spektakulären Weltereignisses, wie es die Olympischen Spiele darstellen, evident zu machen“.<sup>15</sup>

Diese schwierigen Voraussetzungen veranlassten schon im September 1955 Karl Ritter von Halt bei der Vorbereitung der ersten gemeinsamen Mannschaft zu dem Stoßseufzer: „Praktisch sind wir also doch zwei Mannschaften, die nach außen hin unter einen Hut gebracht sind.“<sup>16</sup> Die Querelen, die sich angesichts der angespannten politischen Lage in den nächsten Jahren um die Bildung der Teams ranken sollten, waren ebenso zahlreich wie hartnäckig. Streitereien entzündeten sich am Modus des Auswahlverfahrens der Sportler, der Gestaltung der gemeinsamen Flagge und Bekleidung, am angemessenen Ort der Qualifikierungskämpfe ebenso wie der Benennung des „Chef de Mission“ und den Verantwortlichkeiten bei der Erledigung des Schriftverkehrs. Drastisch waren die Beschimpfungen, mit denen sich beide deutsche Partner während ihrer unglücklichen olympischen Ehe direkt und in der Kommunikation mit dem IOC belegten. In den ostdeutschen Sportfunktionären konnte der seit 1961 amtierende NOK-Präsident Willi Daume nur „armselige Marionetten“<sup>17</sup> erkennen, im Chef des ostdeutschen NOK Heinz Schöbel sah er „not more than a dummy“.<sup>18</sup> Erfolglos versuchte das IOC von Zeit zu Zeit, mit mah-

<sup>12</sup> Karl Ritter von Halt an Bundeskanzler Konrad Adenauer, 25. 5. 1951. Zit. nach Tobias Blasius, *Olympische Bewegung, Kalter Krieg und Deutschlandpolitik 1949–1972*, Frankfurt/M. u. a. 2001, S. 85.

<sup>13</sup> „welche der Welt demonstrieren wird, dass Sportler dort erfolgreich sein können, wo Politiker versagen“. Avery Brundage an Karl Ritter von Halt, 28. 5. 1955, IOC-Archiv, Lausanne.

<sup>14</sup> Zur Problematik vgl. grundsätzlich Andreas Höfer, *Der olympische Friede. Anspruch und Wirklichkeit einer Idee*, St. Augustin 1994.

<sup>15</sup> Willi Daume an Otto Mayer, 12. 5. 1961, IOC-Archiv, Lausanne.

<sup>16</sup> Karl Ritter von Halt an Otto Mayer, 6. 9. 1955, IOC-Archiv, Lausanne.

<sup>17</sup> Willi Daume an Otto Mayer, 28. 11. 1962, IOC-Archiv, Lausanne.

<sup>18</sup> „nicht mehr als einen Strohhalm“. Karl Ritter von Halt und Willi Daume an Avery Brundage, 10. 11. 1961, IOC-Archiv, Lausanne.

nenden Worten die Wogen zu glätten. Während der Westen eifrig Belastungsmaterial über Politisierung und Prämiensystem im DDR-Sport sammelte, um die Position des ostdeutschen NOK gegenüber dem IOC zu destabilisieren,<sup>9</sup> zeterte die ostdeutsche Propagandapresse regelmäßig im „Stürmerstil“<sup>10</sup> über die „westdeutschen Revanchisten“.

Selbst während der Olympischen Spiele herrschte kein Burgfriede, die Dissonanzen waren spürbar in der Art der Berichterstattung<sup>11</sup> und der offiziellen Zurechnung der Medaillen,<sup>12</sup> selbst innerdeutsche Glückwünsche gerieten zum publizistisch aufgeplusterten Ärgernis.<sup>13</sup> Nach dem Mauerbau 1961 spitzte sich die politische Situation derart zu, dass eine weitere gemeinsame Olympiamannschaft für das Jahr 1964 zunächst unmöglich erschien. Am 28. November 1962 äußerte Willi Daume deshalb gegenüber IOC-Kanzler Otto Mayer erstmals einen „einstweilig streng vertraulichen Vorschlag“, um die verfahren Situation zu lösen: „Wäre es nicht denkbar, dass das IOC folgende Anordnung trifft: West-Deutschland stellt eine eigene Mannschaft und Ost-Deutschland stellt auch eine eigene Mannschaft auf. Beide sind aber vereint unter dem gleichen Symbol, also

schwarz-rot-goldene Fahne mit den olympischen Ringen und Beethoven-Hymne.“<sup>14</sup> Eine solche Regelung habe „sportlich den gewaltigen Vorteil, dass die Belastung mit den gesamtdeutschen Ausscheidungskämpfen entfele, die so viel Ärger bringen, die Atmosphäre vergiften und ein großes Handikap für die Aktiven sind.“<sup>15</sup> Auch war er sich sicher, dass die öffentliche Meinung und die der Sportler mittlerweile gegen eine gemeinsame Mannschaft seien. Doch war die Zeit noch nicht reif für seinen Vorschlag, das IOC lehnte scharf ab – erst 1968 wurde Daumes Idee erstmals bei den Olympischen Winterspielen in Grenoble Wirklichkeit.

## Die vergessenen Sportler

Jüngere Studien zum sportlichen Stellvertreterkrieg auf der Aschenbahn haben die 1950er und 1960er Jahre in diplomatischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht detailreich beschrieben,<sup>16</sup> hierbei jedoch zwei Dimensionen vermissen lassen, wobei es sich bei der ersten um eine inhaltliche, bei der zweiten um eine gravierende methodische Einschränkung handelt: Zum einen werden die Schicksale einzelner Athleten, die als die Akteure des Klassenkampfes in der Arena eine zwar instrumentalisierte, jedoch elementare und durchaus individuell geprägte Rolle spielten, dem analytischen Blickwinkel nahezu gänzlich vorenthalten.<sup>17</sup> Zum zweiten verzichtet selbst eine kompakt angelegte und sich als „politische Geschichte“ verstehende Studie<sup>18</sup> auf die Auswertung des Aktenmaterials der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatsicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (BStU), obgleich es sich beim ostdeutschen Sportsystem um einen massiv durchherrschten Bereich der SED-Diktatur handelte. Dies ist umso bedauerlicher, als Akte politischer Repression im DDR-Sport – auch in den ersten Dekaden der deutschen Teilung –

<sup>9</sup> Ritter von Halt übersandte seit Juni 1959 alle „Hetzartikel“ aus ostdeutschen Tageszeitungen, um dem IOC zu demonstrieren, „what kind of people we have to get along with“ („mit was für Leuten wir auskommen müssen“). Karl Ritter von Halt an Avery Brundage, 18. 6. 1959, IOC-Archiv, Lausanne.

<sup>10</sup> Willi P. H. Knecht, Nach Tokio und zurück. Sportpolitik in Deutschland, Dießen/Ammersee 1965, S. 124.

<sup>11</sup> Als die 17-jährige Dresdnerin Ingrid Krämer die erste Goldmedaille für die gesamtdeutsche Mannschaft im Jahr 1960 in Rom im Kunstspringen holte, titelte der „Tagesspiegel“ vom 28. 8. 1960: „Erste Goldmedaille für Deutschland“, das „Neue Deutschland“ vermeldete am selben Tag: „Erste Goldmedaille für DDR“.

<sup>12</sup> Im Sinne der östlichen Drei-Staaten-Theorie wurden die Medaillen ostdeutscher und westdeutscher Sportler und solcher aus West-Berlin getrennt aufgeführt. Vgl. Neues Deutschland vom 25. 10. 1964. Zur Berlin-Problematik vgl. Jutta Braun/Hans Joachim Teichler (Hrsg.), Sportstadt Berlin im Kalten Krieg. Prestigekämpfe und Systemwettstreit, Berlin 2006.

<sup>13</sup> Unter der Überschrift „Scheinheilige Patrone“ kritisierte die „Berliner Zeitung“ nach den Olympischen Spielen in Rom Glückwunschtelegramme bundesdeutscher Politiker an DDR-Sportler. Vgl. Berliner Zeitung vom 1. 9. 1960. Eine ähnliche Kritik erfolgte während der Olympischen Spiele in Innsbruck 1964. Vgl. Berliner Zeitung vom 10. 2. 1964.

<sup>14</sup> Willi Daume an Otto Mayer, 28. 11. 1962, IOC-Archiv, Lausanne.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Vgl. T. Blasius (Anm. 2); Uta Andrea Balbier, Kalter Krieg auf der Aschenbahn. Der deutsch-deutsche Sport 1950–1972, Eine politische Geschichte, Paderborn 2006.

<sup>17</sup> Diese Lücke wird demnächst durch eine Dissertation von Juliane Lanz geschlossen, die explizit die Perspektive der Athleten zum Gegenstand ihrer Studie über die gesamtdeutschen Olympiamannschaften macht.

<sup>18</sup> U. A. Balbier (Anm. 16).





**Karin Balzer (3. v. r.) bei ihrem Zieleinlauf, der ihr olympisches Gold über 80 Meter Hürden brachte.**

Foto: picture-alliance/dpa

zumeist explizit mit Blick auf die Systemkonkurrenz zum deutschen „Polarisierungszwilling“<sup>19</sup> erfolgten. Sie müssen deshalb als integraler Bestandteil in ein umfassendes Bild der Geschichte der deutsch-deutschen Sportbeziehungen einbezogen werden. Anhand der Schicksale von zwei Sportlern, die in den 1950er und 1960er Jahren aus der DDR flüchteten, soll an dieser Stelle gezeigt werden, welche heute nahezu vergessenen machtpolitischen Mechanismen jenseits der bislang von der Geschichtswissenschaft ausführlich beschriebenen sportdiplomatischen Ebene wirksam wurden.

## „Lieber in der Bundesrepublik zugrunde gehen, als in die DDR zurückzukehren“

Eine der erfolgreichsten Sportlerinnen der gesamtdeutschen Mannschaft von 1964 war die 26-jährige Magdeburgerin Karin Balzer, die bei den Olympischen Sommerspielen in Tokio eine Goldmedaille über 80 Meter Hürden errang. Die langbeinige Weltrekordlerin war wenig später als „attraktivste Erscheinung“<sup>20</sup> strahlender Mittelpunkt eines Galaempfangs, den Walter Ulbricht am 16. November 1964 für die heimgekehrten ostdeutschen Olympiateilnehmer im Festsaal des Hauses des Staatsrates in Ost-Berlin ausrichten ließ. Doch hatte die blonde Vorzeige-Athletin im kirschblü-

<sup>19</sup> Begriff bei Hans Günter Hockerts, Einführung, in: ders. (Hrsg.), *Drei Wege deutscher Sozialstaatlichkeit: NS-Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich*, München 1998, S. 8.

<sup>20</sup> W. P. H. Knecht (Anm. 10), S. 9.

tenrosa Festkleid, die nun ungezählte Glückwünsche als Star der gesamtdeutschen Mannschaft vom SED-Funktionärskorps entgegennahm, wenige Jahre zuvor bitterlich zu spüren bekommen, dass es eben dieses Gesamtdeutschland nach dem Willen der SED nicht mehr geben durfte.

Sechs Jahre zuvor, im Juli 1958, hatte sie unter ihrem Mädchennamen Karin Richert gemeinsam mit ihrem Trainer Heinz Balzer, in den sie sich verliebt hatte, den Entschluss gefasst, in den Westen zu gehen. Beide versuchten auf diese Weise, den vorgezeichneten Laufbahnen, die ihnen der Staatssport aufnötigte, zu entkommen. So lehnte Richert, die aus einem kirchlichen Elternhaus stammte, die bevorstehende Delegation zum SC Dynamo Berlin ab; zum einen, weil sie politische Vorbehalte gegenüber dem „Stasi-Klub“ hatte, zum zweiten, da es immer wieder Gerüchte über die harten Trainingsmethoden und den hohen Athletenverschleiß in dieser sportlichen Renommier-Einrichtung der „Hauptstadt der DDR“ gab. Gemeinsam fuhren Richert und Balzer am 21. Juli 1958 über die Grenze nach West-Berlin und dann weiter nach Ludwigshafen, wo sie beim SV Phoenix unterkamen. Der rheinland-pfälzische Verband kümmerte sich darum, dem jungen Paar Arbeitsplätze zu beschaffen, so dass Balzer als Schlosser und seine Freundin als Chemielaborantin Anstellung fanden.<sup>21</sup> Doch waren sie damit dem Zugriff des SED-Staates nicht

<sup>21</sup> Zeitzeugengespräch der Autorin mit Karin Balzer, 1. 6. 2008 in Chemnitz.

entronnen: Vier Tage nach der Flucht fand eine „Aussprache“ des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) mit Vertretern des Deutschen Turn- und Sportbundes und des Leichtathletikverbandes statt, in der einerseits das „verwerfliche Handeln der beiden Sportfreunde verurteilt“, aber gleichzeitig beschlossen wurde, „dass es notwendig ist, bei Bekanntwerden der Adresse unbedingt zu versuchen, die beiden Republikflüchtigen wieder zurückzuholen“.<sup>122</sup>

Es dauerte nur wenige Tage, bis die Staatssicherheit ihren Aufenthaltsort ausfindig gemacht hatte. Es wurden „Maßnahmen eingeleitet“, um „die Tochter über den Vater aus Westdeutschland zurückzuholen“. Karin Richerts Eltern erhielten kurz darauf Besuch von Stasi-Mitarbeitern, die zunächst auf „großen Widerstand“ stießen. Doch, einmal unter Druck gesetzt, reiste Balzers parteiloser Vater schließlich seiner Tochter nach Ludwigshafen hinterher, begleitet von MfS-Angehörigen, die eifertig soufflierten, wann immer dem alten Herrn die Stimme versagte, während er seine Tochter gegen seine Überzeugung zur Rückkehr bewegen musste. Aber das junge Paar blieb zunächst standhaft, so dass die Stasi ein „Scheitern“ ihrer Mission verzeichnete. „Er würde also dann lieber in der Bundesrepublik zugrunde gehen, als in die DDR zurückzukehren“, hielt das MfS die Entgegnung Heinz Balzers fest. Erst nach unmissverständlichen Drohungen, dass die in der DDR verbliebenen Familien beider Flüchtlinge die Folgen ihres „Verrats“ zu spüren bekommen würden, entschlossen sich Richert und Balzer zur Rückkehr. Die Strafe – ein Jahr Wettkampfsperre – fiel für DDR-Verhältnisse vergleichsweise milde aus, jedoch versprach sich der SED-Staat noch einiges von den jungen Talenten.

Eine gänzlich erfundene Version der Fluchtmotive und ihrer Hintergründe wurde in Form einer gefälschten eidesstaatlichen Erklärung Heinz Balzers dem IOC und der Öffentlichkeit bekannt gegeben. Hier präsentierten sich vermeintlich reuige Sünder, die aufgrund finanzieller Schwierigkeiten und politischer Opposition zur Bundesrepublik

<sup>122</sup> Dieses und weitere zitierte Dokumente zum Auftreten des MfS sind der Opferakte von Karin Balzer bei der BStU entnommen. Akten im Privatarchiv von Karin Balzer.

freiwillig und empört den Weg in die sozialistische Heimat gesucht hatten.<sup>123</sup> 1960 in Rom trat die – mittlerweile verheiratete – Karin Balzer bereits wieder im gesamtdeutschen Team für die DDR an, doch war die gelungene Reintegration in das SED-System ein oberflächlicher Schein. Bis zum Mauerfall blieben die Sportlerin und ihr Ehemann Überwachungsobjekte der Staatssicherheit, ebenso lange ließ das Umfeld sie den „Fehler“ ihrer Jugend durch wiederholte Verleumdungen und Schikane spüren.<sup>124</sup> Der Makel der „Republikflucht“ hing auch im Moment ihres größten Erfolges, des strahlenden Olympiasieges von 1964, über Karin Balzer: Ihr Ehemann und Trainer fehlte in Tokio. Aufgrund „erhöhter Fluchtgefahr“ war es ihm nicht gestattet, seine Frau ins „nichtsozialistische“ Ausland zu begleiten. Den Weltrekord seiner Frau erlebte Heinz Balzer deshalb im heimischen Frankfurt an der Oder – am Radiogerät.

Im Unterschied zu Karin Balzer kehrten die meisten „republikflüchtigen“ Sportler nicht in die DDR zurück. Einer der für den SED-Staat unangenehmsten Fälle ereignete sich Anfang des Jahres 1968, kurz bevor die DDR das erste Mal selbständig bei Olympia antreten durfte.

## Flucht aus dem Trainingslager

Am 19. Januar 1968 schlich sich der Nordische Kombinierer Ralph Pöhland, ostdeutsche Medaillenhoffnung für die bevorstehenden Olympischen Winterspiele in Grenoble, um Mitternacht auf den Balkon des Teamhotels der Ski-Nationalmannschaft der DDR, die sich im schweizerischen Les Brassus im Trainingslager befand. Mit Georg Thoma, bundesdeutscher Ski-Weltmeister von 1966, hatte er einen prominenten Fluchthelfer, der in der Nähe angespannt im startbereiten Porsche auf ihn wartete. Pöhland erstarrte, als jäh grell aufstrahlende Scheinwerfer ihn blendeten. „Ich hatte wahnsinnige Angst, ich habe gedacht, jetzt haben sie mich erwischt“,

<sup>123</sup> Vgl. Bundesarchiv Berlin, NOK 510/524.

<sup>124</sup> In den 1970er Jahren kam es erneut zu einem ersten Zusammenstoß mit der Sportführung der DDR, da Balzer – mittlerweile Trainerin beim SC Leipzig – sich weigerte, Dopingmittel an Minderjährige zu verabreichen. Zur Strafe wurde sie nach Dresden versetzt. Zeitzeugengespräch der Autorin mit Karin Balzer, 1. 6. 2008 in Chemnitz.



Vom Konkurrenten zum Teamkameraden: Ralph Pöhland (l.), nach seiner Flucht vom IOC gesperrt, wachst die Skier des späteren bundesdeutschen Olympiasiegers Franz Keller.

Foto: Privat

erinnert sich Pöhland heute an die furchtbare Schrecksekunde. Aber Georg Thoma beruhigte ihn: „Komm, Ralph, du brauchst keine Angst zu haben. Das ist das ZDF.“ Pöhland sprang – die Szene wurde vom Wintersport-Experten des Zweiten Deutschen Fernsehens, Bruno Moravetz, mit Kameramann und Ton-techniker festgehalten.<sup>125</sup>

Diese wie ein Revolverroman anmutende Fluchtgeschichte ereignete sich kurz vor dem ersten olympischen Auftritt einer eigenständigen DDR-Mannschaft bei den Winterspielen im französischen Grenoble. Ralph Pöhland sprang in die Freiheit, da er in den Jahren zuvor sportlich und persönlich von SED-Funktionären schikaniert worden war. Doch liefen in dieser denkwürdigen Nacht in den Schweizer Alpen mehrere Fäden zusammen, die für die deutsch-deutschen Sportbeziehungen dieser Zeit charakteristisch waren: Das Entkommen des DDR-Athleten verstärkte das wachsende „Republikflucht“-Trauma des ostdeutschen Staatssports; der westdeutsche Sport leistete aktive Fluchthilfe – ein bislang nahezu unbekanntes Kapitel der Sportgeschichte; schließlich war es der Beginn der Leidensgeschichte von Pöhlands in der DDR lebenden Angehörigen.

<sup>125</sup> Die Schilderung der Ereignisse des 19. 1. 1968 beruht auf Zeitzeugengesprächen der Autorin mit Ralph Pöhland am 6. 2. 2008, Georg Thoma am 6. 2. 2008 sowie mit Bruno Moravetz am 7. 2. 2008.

Wenige Tage nach der Flucht Ralph Pöhlands erging Haftbefehl gegen ihn, einige Wochen später verloren beide Eltern ihre Anstellungen in staatlichen Betrieben.<sup>126</sup> Die Familie und das Umfeld wurden mit Inoffiziellen Mitarbeitern der Staatsicherheit infiltriert, engste Angehörige gegeneinander ausgespielt. Wie nach der Flucht von Karin Richert und in zahlreichen anderen Fällen wurde auch hier die Familie als Druckmittel zur Rückkehr eingesetzt, die Stasi drohte, den Vater dauerhaft zu inhaftieren, falls Pöhland nicht den Weg zurück in die DDR wählte, doch blieb er bei seiner Weigerung. Seinem ehemaligen Teamkollegen, dem ostdeutschen Skistar Andreas Kunz, wurde die fortgesetzte Freundschaft zu Pöhland – die beiden trafen sich zu Beginn der 1970er Jahre am Rande internationaler Wettkämpfe – zum Verhängnis. Er wurde wegen dieses Kontakts dauerhaft vom Leistungssport ausgeschlossen, „aus gesundheitlichen Gründen“, wie die SED gegenüber der Öffentlichkeit behauptete. Dem Zugriff der Stasi sollte die Familie des Geflüchteten zu DDR-Zeiten nie mehr entkommen. Auch Pöhland selbst blieb im Visier des MfS. Der letzte Eintrag in seiner Opfer-Akte bei der BStU stammt aus dem Jahr 1985, dort firmierte der Vorgang – noch 18 Jahre nach

<sup>126</sup> Diese und weitere Angaben über die MfS-Tätigkeit im Fall Pöhland sind seiner Opferakte entnommen: BStU, 1721/68.

Pöhlands Flucht – unter „Operative Personenkontrolle – Verräter“.<sup>127</sup>

Sind die frühen Fluchtfälle im DDR-Sport noch kaum aufgearbeitet, so gilt dies erst recht für ein weiteres historisches Phänomen: die Beteiligung westdeutscher Sportler und Funktionäre an der Vorbereitung und dem Gelingen der häufig abenteuerlichen Fluchtunternehmen. Bis heute wird ein solcher aktiver Part der westlichen Seite selten offen eingeräumt. Der Grund erscheint einfach: In der DDR-Propaganda wurde niemals die persönliche oder politische Motivation der Flüchtenden erwähnt, sondern der Wechsel gen Westen stets als alleinige Folge rücksichtsloser „Abwerbung“, wenn nicht gar „Menschenhandels“ von Seiten westlicher Sportfunktionäre verzerrt. Offenkundig hatte der bundesdeutsche Sport zur Zeit des Kalten Krieges nicht die Absicht, ein derartiges Propagandaszenario durch öffentliche Bekanntgabe der eigenen Beteiligung in einzelnen Fällen der Fluchthilfe zu bedienen. Dennoch wäre es lohnenswert, systematisch der Frage nachzugehen, inwieweit derartige Aktionen vom westdeutschen Sport gefördert wurden, sei es, um einzelnen Athleten das Entkommen aus der Diktatur zur ermöglichen, sei es, um den kommunistischen Gegner auf der Aschenbahn gezielt sportlich zu schwächen. Der Fall Pöhländ liefert für letztere Motivation einige Anhaltspunkte: Georg Thoma wartete um Mitternacht im Porsche nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf explizite Weisung des westdeutschen Skiverbandes. Ralph Pöhländ selbst schätzt die Konstellation rückblickend so ein: „Durch meine Flucht hatten die Westdeutschen bei der ersten olympischen Konkurrenz mit der DDR einen wichtigen Gegner weniger.“ Nur durch eine gründliche Auswertung der Verbandsarchive und zahlreiche Zeitzeugeninterviews sind sämtliche Hintergründe erklärbar, die den schwierigen Weg flüchtender Sportler zwischen Ost und West bestimmten und begleiteten.

Ein letzter Blick soll der Rolle der Medien gelten: Bruno Moravetz vom ZDF hatte in der Nacht von Les Brassus eigentlich einen großen journalistischen Coup gelandet.

<sup>127</sup> Die persönlichen Zitate entstammen dem Zeitzeugengespräch mit Ralph Pöhländ am 6. 2. 2008 in Plauen.

Durch einen Tipp des befreundeten Georg Thoma war er zur richtigen Zeit am richtigen Ort, um das Geschehen aufzunehmen. Doch wurde seine Verfilmung des Sprungs nicht gesendet. Zwar präsentierte bereits am nächsten Abend das „Aktuelle Sportstudio“ sowohl Georg Thoma als auch Ralph Pöhländ live in der Sendung, um die gelungene „Republikflucht“ publik zu machen. Doch scheute sich die ZDF-Sportredaktion, einzugestehen, dass eigene Journalisten bei dieser Flucht im wahrsten Sinne des Wortes die Lampe gehalten hatten. Hier spielte auch Sorge um das Wohlergehen der Beteiligten eine Rolle – nicht ohne Grund, denn Bruno Moravetz wurde trotz dieser Vorsichtsmaßnahme des Senders kurz darauf von einem ostdeutschen Journalisten gewarnt, nie mehr in die DDR zu reisen. Der Film von Pöhlands Sprung verschwand in der Folgezeit als unscheinbarer „Take 004“<sup>128</sup> in den Archiven des ZDF und fiel dem Vergessen anheim. Auch hier stellt sich die Frage, wie viele andere mediale Dokumente dieser bewegten Zeit in Rundfunk- und Fernseharchiven noch darauf warten, aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorgeholt zu werden.<sup>129</sup>

### „War minus the shooting“

Der visionäre Schriftsteller George Orwell, der in seinem Roman „1984“ wie kein anderer die Schrecken eines modernen Überwachungsstaates vorwegnahm, zeigte sich auch in anderer Hinsicht prophetisch. Mit seiner Sentenz, Leistungssport sei nichts anderes als „war minus the shooting“,<sup>130</sup> nahm er im Epochenjahr 1945 eine maßgebliche Konstellation der kommenden Jahrzehnte vorweg: Hochleistungssport als Stellvertreter-Schauplatz des politischen Systemkonflikts. Schüsse fielen in der Tat nicht im Verlauf des deutsch-deutschen Konflikts im Sport, doch gab es viele Opfer, zu denen nicht zuletzt die Sportler selbst gehörten.

<sup>128</sup> Rechercheergebnis Michael Barsuhn, Zeitgeschichtliches Forum Leipzig.

<sup>129</sup> Eine Pionierleistung vollbrachte in dieser Hinsicht der Journalist Willi P. H. Knecht, der einige zeitgenössische Fälle in Interviews dokumentierte. Vgl. W. P. H. Knecht, Verschenkter Lorbeer. Deutsche Sportler zwischen Ost und West, Köln–Berlin 1969.

<sup>130</sup> George Orwell, *The Sporting Spirit*, in: *Tribune*, Dezember 1945.

Als im Jahr 1989 die Mauer fiel, die SED ihren Machtzugriff verlor und sich zahlreiche Verfolgte des Regimes öffentlich zu Wort melden konnten, waren es nicht die DDR-Sportler, die zunächst als Opfergruppe ins Blickfeld gerieten. Es artikulierten und organisierten sich erstmals zahlreiche politisch oder konfessionell Verfolgte, die lange Jahre in Bautzen oder ähnlichen Hafteinrichtungen durchleben mussten, Opfer der Enteignungspolitik, politische Oppositionelle, und viele, die auf eine Karriere im realsozialistischen System verzichtet hatten, um sich durch die Machtverhältnisse nicht korrumpieren zu lassen. Fast allen war gemein, dass sie entweder aus intellektueller Überzeugung oder durch einschneidende Erlebnisse bereits zu DDR-Zeiten zu Gegnern des Regimes geworden waren. Im Unterschied zu ihnen hatten ostdeutsche Athleten nicht nur zu den funktionierenden Bausteinen des DDR-Systems gehört, sondern vielmehr als werbewirksame Aushängeschilder fungiert.

Als Opfer wurden einzelne DDR-Sportler erst vergleichsweise spät wahrgenommen, und hier vor allem im Zuge der Diskussion um das staatlich angeleitete Zwangsdoping. Die Würdigung des Leids der Betroffenen wurde durch verschiedene Faktoren erschwert: Zum einen durch ihre späte organisatorische Formierung,<sup>131</sup> zum anderen durch die Tatsache, dass schwerwiegende Gesundheitsschäden als Folge des Dopingkonsums bei vielen erst lange nach Karriereende eintraten. Gegenüber anderen Formen des SED-Unrechts wurde das Zwangsdoping erst Ende der 1990er Jahre umfassend historisch beschrieben.<sup>132</sup> Der mangelnde Gesprächswille des bundesdeutschen organisierten Sports gegenüber den Geschädigten blockierte zusätzlich die öffentliche Akzeptanz und Wahrnehmung der Problematik. Daneben fehlte häufig auch die Bereitschaft der Athleten, sich als Betroffene überhaupt erkennen zu geben, um nicht im Milieu ehemaliger Protagonisten des DDR-Sports als „Sportverräter“ zu gelten.<sup>133</sup>

<sup>131</sup> Im März 1999 wurde der Doping-Opfer-Hilfverein gegründet.

<sup>132</sup> Vgl. Giselher Spitzer, *Doping in der DDR. Ein historischer Überblick zu einer konspirativen Praxis, Genese, Verantwortung, Gefahren*, Köln 1998.

<sup>133</sup> So erklärte der Potsdamer Schwimmer Jörg Hoffmann, der sich nach sieben Jahren zum Dopingkonsum bekannte: „Wer bisher darüber geredet hat, der wurde sofort als Verräter gebrandmarkt.“ *Berliner Zeitung*

Im Unterschied zur Dopingproblematik ist die Geschichte der „Republikflucht“ von Sportlern, ihrer Motive und ihrer Konsequenzen, bislang kaum beachtet worden. Die öffentliche Aufmerksamkeit konzentrierte sich bislang vorwiegend auf einige Fälle im Fußballsport in den 1970er und 1980er Jahren, wie etwa das Schicksal von Lutz Eigendorf.<sup>134</sup> Demgegenüber sind die Biographien hunderter anderer Leistungssportler, die aus persönlichen, politischen oder sportlichen Gründen aus der DDR flohen, nahezu vergessen. Ihre historische Würdigung ist überfällig, zumal einzelne Fluchten immer wieder gravierende Folgen für die Sportpolitik der DDR hatten. So wurde nach dem Schock von Pöhlands Flucht der Athletenkader für Grenoble schlagartig von 95 auf 57 Wintersportler reduziert, nur die politisch zuverlässigsten durften die Reise nach Frankreich antreten. Und noch ein weiterer Aspekt ist ein drängendes Desiderat der Forschung, insbesondere derjenigen über die Phase der gesamtdeutschen Mannschaften: Justitielle Willkür, vor allem Schauprozesse gegen Sportler und Sportfunktionäre in der DDR. Der erste Präsident des ostdeutschen NOK, Kurt Edel, war persönlich in die Vorbereitung politischer Gerichtsurteile verstrickt.<sup>135</sup> Dieses Faktum ist bislang weder von der ansonsten sehr ausführlichen juristischen DDR-Forschung noch von der Sportgeschichte analysiert worden.<sup>136</sup> Der Sport zur Zeit des Kalten Krieges ist nicht nur wichtiger Bestandteil der Geschichte der geteilten Nation, sondern ebenso wesentliches Element der Herrschaft der SED-Diktatur.

vom 16. 10. 1997. Der Mikrobiologe und Anti-Doping-Aktivist Werner Franke benannte „Scham“ sowie „Furcht vor dem Zorn alter Sportkameraden“ als wesentliche Faktoren eines Schweigens der Geschädigten. Einigung mit Jenapharm, in: *Berliner Zeitung* vom 18. 12. 2006.

<sup>134</sup> Vgl. Heribert Schwan, *Tod dem Verräter! Der lange Arm der Stasi und der Fall Lutz Eigendorf*, München 2000.

<sup>135</sup> Edel war als Inoffizieller Mitarbeiter für das MfS tätig. Vgl. BStU, MfS 9381/70.

<sup>136</sup> Hierzu werden im Rahmen der vom DOSB in Auftrag gegebenen Studie über die „Rolle des NOK der DDR“ demnächst neue Forschungsergebnisse von der Autorin vorgelegt.

# APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

1-27/2007 · 28-52/2007

bpb:

## Jahresbände 2007

Die Jahresbände können  
online bestellt werden unter:  
[www.das-parlament.de](http://www.das-parlament.de)  
[parlament@fsd.de](mailto:parlament@fsd.de)

oder schriftlich bei:  
**Vertriebsabteilung**  
**Das Parlament**  
Frankenallee 71-81  
60327 Frankfurt/Main

Beilage zur Wochenzeitung **Das Parlament**

# APuZ

Nächste Ausgabe

31/2008 · 28. Juli 2008

## Corporate Citizenship

*Ludger Heidbrink*

Wie moralisch sind Unternehmen?

*Sebastian Braun*

Gesellschaftliches Engagement von Unternehmen in Deutschland

*Holger Backhaus-Maul*

Traditionspfad mit Entwicklungspotenzial

*Jackson Janes · Tim Stuchtey*

Making Money by Doing Good

*Stefan Nährlich*

Euphorischer Aufbruch und gesellschaftliche Wirkung

*Judith Polterauer*

Zum Stand der Forschung über Corporate Citizenship

Herausgegeben von  
der Bundeszentrale  
für politische Bildung  
Adenauerallee 86  
53113 Bonn.



### Redaktion

Dr. Katharina Belwe  
Dr. Hans-Georg Golz  
Johannes Piepenbrink  
(verantwortlich für diese Ausgabe)

Telefon: (0 18 88) 5 15-0  
oder (02 28) 9 95 15-0

### Internet

[www.bpb.de/apuz](http://www.bpb.de/apuz)  
[apuz@bpb.de](mailto:apuz@bpb.de)

### Druck

Frankfurter Societäts-  
Druckerei GmbH  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main.

### Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift  
*Aus Politik und Zeitgeschichte*
- Abonnementsbestellungen der  
Wochenzeitung einschließlich  
*APuZ* zum Preis von Euro 19,15  
halbjährlich, Jahresvorzugspreis  
Euro 34,90 einschließlich  
Mehrwertsteuer; Kündigung  
drei Wochen vor Ablauf  
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der  
Wochenzeitung **Das Parlament**  
Frankenallee 71–81  
60327 Frankfurt am Main.  
Telefon (0 69) 75 01-42 53  
Telefax (0 69) 75 01-45 02  
[parlament@fsd.de](mailto:parlament@fsd.de)

Die Veröffentlichungen  
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*  
stellen keine Meinungsäußerung  
der Herausgeberin dar; sie dienen  
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen  
Kopien in Klassensatzstärke herge-  
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

# Sportpolitik und Olympia *APuZ* 29–30/2008

*Peter Penders*

## 3–5 **Randsportarten: Am Tropf der Olympischen Spiele**

Für Sportarten, die üblicherweise nicht im Rampenlicht stehen, sind die Olympischen Spiele von existenzieller Bedeutung. Für wenige Wochen erfahren sie große Aufmerksamkeit, und vom sportlichen (Miss)erfolg hängen Fördersummen ab.

*Sven Güldenpfennig*

## 6–12 **Olympische Spiele und Politik**

Als eines der größten globalen Kulturereignisse haben die Olympischen Spiele seit jeher politische Begehrlichkeiten geweckt. Substantielle Beiträge zur globalen Friedensförderung kann die olympische Bewegung jedoch nicht leisten.

*Gudrun Wacker*

## 13–18 **Olympischer Moment: Werden die Spiele China verändern?**

Erfolgreiche Spiele in Peking könnten dazu führen, dass die chinesische Führung an Selbstsicherheit gewinnt und Lockerungen, die für die Dauer der Spiele eingeräumt wurden, beibehält. Doch auch andere Szenarien sind denkbar.

*Helmut Digel*

## 18–24 **Chinas Nutzen aus den Olympischen Spielen**

Aller Voraussicht werden die Spiele für China ein sportlicher, sozialer und kommerzieller Erfolg. Das Land könnte besonders von den strukturellen Effekten profitieren. Den positiven Möglichkeiten stehen jedoch auch Risiken gegenüber.

*Karl-Heinrich Bette · Uwe Schimank*

## 24–31 **Doping: der entfesselte Leistungssport**

Doping ist nicht das Resultat isolierter individueller Entscheidungen, sondern vielmehr ein „normaler Unfall“, der sich im heutigen Spitzensport aufgrund genau benennbarer sozialer Bedingungen immer wieder neu ereignet.

*Werner Pitsch · Eike Emrich*

## 31–38 **Sozioökonomische Bedingungen kollektiven sportlichen Erfolgs**

Auf den sportlichen Erfolg bei Olympischen Spielen haben sozioökonomische Bedingungen, speziell der Bevölkerungsumfang, die Bevölkerungsdichte und das allgemeine Wohlstandsniveau, einen größeren Einfluss als staatliche Förderung.

*Jutta Braun*

## 38–45 **Sportler zwischen Ost und West**

Von 1956 bis 1964 traten gesamtdeutsche Olympiamannschaften bei den Spielen an. Dennoch war der Sport in der Frühphase der DDR stark „durchherrschte“, wie zwei Beispiele von „republikflüchtigen“ DDR-Sportlern zeigen.